Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 8 | Gotha, 19. April 1930 | 44. Jahrgang

Inhalt: Mit sterben und Mit leben [Sp. 361] — Friedrich Naumann und die schlechten Wege in Palästina [Sp. 362] — Von der preußischen Generalsynode. Erste Hälfte [Sp. 369] — Der schöpferische Richter [Sp. 373] — Parität bei Besetzung von Beamtenstellen [Sp. 374] — Kurswechsel in Sowjetrußland? [Sp. 379] — Gebete für Rußland [Sp. 382] — Die Innere Mission im kirchlichen Leben Amerikas. 4. Die Innere Mission [Sp. 384] — Unamuno und das Christentum [Sp. [389] — Ist die Herkunft Christi für den christlichen Glauben belanglos? [Sp. 392] — Das Adamslied [Sp. 394] — Bücher und Schriften: Pandita Ramabai (Macnicol); Stephan Grellet (Garrett); Lucien Leuwen (Stendhal); Meditation (Rittelmeyer) [Sp. 396] — Albert Schweitzer wieder in Lambarene [Sp. 397] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Die Amerikanische Bibelgesellschaft [Sp. 399] — Wöchentliche Chronik [Sp. 402] — Verschiedenes: Kameradschaft; Politik [Sp. 404] — Versammlungskalender [Sp. 406] — Anzeigen

Mit sterben — und Mit leben

Ihr seid in unserm Herzen,
mit zu sterben und mit zu leben.
2 Kor. 7, 3

Leben und Sterben — wenn das nicht innig zusammengehört! Scheinbar nur in Feindesverbundenheit. Wo das Sterben einsetzt, hört das Leben auf. Wo das Leben siegt, gibts kein Sterben. Aber wer näher hineinschaut in unser ganzes Sein, der weiß die beiden so ineinander verwoben, daß man sie gar nicht mehr auseinanderhalten kann.

Es fragt sich nur: was, wer das letzte Wort hat. Für Christen ist da kein Zweifel: das Leben.

Und viele Christen haben ihr ganzes Christentum wie eine Art Lebensversicherung. Man lebt dies Leben, und, Gott Lob, es hört mit dem Tode nicht auf, sondern dann kommt das andre Leben. Und dafür ist Ostern da. Dafür ist Christus auferstanden.

Es ist aber eine furchtbar ernste Sache um den Osterglauben. Wohl kommt darin das Leben zu uns, aber doch nur im Sterben! Es geht auch nicht so, daß man ein Dogma vom Auferstandenen vor uns aufrichten könnte wie ein caudinisches Joch, und wer da durchgeht, der soll leben. Ein Tribut müßte gleichsam gezahlt werden, dann darf man passieren. Sondern es ist ein geheimnisvolles Beieinander und Ineinander von Leben und Tod, Tod und Leben. Das gilt von Jesus, gilt von uns. „Und so lang du dies nicht hast ...“

Paulus — nach unserm Spruch — hat die Leute in Korinth, an die er schreibt, in seinem Herzen „zum Mitsterben und zum Mitleben“. Das heißt wirklich nicht, daß sie nun bloß für Tod und Leben miteinander Freunde sein wollen. Im Sinne der persönlichen Gemeinschaft waren sie das gar nicht. Man hat nicht so viel Freunde. Wenn man so viel herumkommt wie Paulus, mit so viel Menschen vertraut wird wie er, erst recht nicht. Sondern mit diesen Menschen, die ihm fremd waren und persönlich zum Teil fremd blieben, hat er etwas gemein: das Mitsterben und das Mitleben. Nämlich: mit Christo.

Ein Strom des Sterbens und Lebens (in dieser Folge!) ist über sie gekommen. Über Paulus und die Korinther. Von Christus her. Etwas ist in ihnen gestorben, und stirbt weiter. Etwas ist in ihnen lebendig geworden, und lebt weiter.

Genau so ist es noch bei uns, wenn wir Ostern feiern. D. h. also, wenn wir uns unter der Macht der Osterbotschaft darauf besinnen, daß und warum wir Christen sind. Etwas ist durch die Berührung mit Christus in uns anders geworden. Etwas ist in uns gestorben oder stirbt noch in uns, Etwas ist lebendig geworden und hat weiter sein Leben in uns. Wir sind Menschen wie die andern Menschen. Aber das Sonderbare, das Neue an uns, das ist Christus. Daß wir mit ihm sterben und mit ihm leben dürfen! Und wo Christen in der Welt sich treffen, da sind sie von Rechts wegen darin Eines Sinns und Wesens: sie wissen, was das heißt „mit Ihm sterben und mit Ihm leben“.

Es ist mehr als eine Wirkung, wie sie sonst von einem, der gewesen ist, auch nach seinem Tode noch ausgeht. Goethe ist lange tot und wirkt noch immer. Aber es läßt sich nicht vergleichen. Er hat das wundervolle „Stirb und Werde!“ nicht gedichtet, und wenn er es gedichtet hätte, wäre es nicht von ihm.

Dieser Strom des Mitsterbens und Mitlebens mit Christus, der uns trägt, entspringt auf Golgatha und nimmt seinen Weg durch Christi Grab; er strömt durch die Jahrhunderte bis zu uns her: „uns hebt die Welle, uns trägt die Welle, und wir versinken“ — nicht! Wort und Wesen Ungezählter, ob sie nun Paulus hießen oder wie sonst: das ist der Strom. Ein Mitsterben und Mitleben ohne Aufhören, in bleibendem Rhythmus, Kampf und Sieg, Tod und Auferstehung. Niemand braucht zu verzagen, wenn ihn sein Kreuz drückt, dafür, daß es uns drücke, ist das Kreuz da. Aber fühlen und erfahren muß er, daß ihm Jemand tragen hilft.

Nur in Kraft dieser Erfahrung ist und bleibt die Osterfreude unter uns lebendig und wahr. Der in die Weite und Breite geflossene Strom denkt zurück an den Quell, und wenn der Quell nicht wäre, flösse er nicht mehr.

Mit Ihm begraben in den Tod, mit Ihm auferwecket durch die Herrlichkeit des Vaters, dürfen wir in einem immer neuen Leben wandeln. Röm. 6, 4. R

Friedrich Naumann und die schlechten Wege in Palästina

1

Immer wieder liest man mit Ergriffenheit in Friedrich Naumanns „Asia“. Aus der Palästinaliteratur der Vorkriegszeit ragen diese Reiseblätter hervor als die unvergleichlichen Zeugnisse eines reichen Geistes, der Theolog und Politiker, Idealist und Wirklichkeitsmensch, Praktiker und Künstler zugleich war. Das besondere theologische Interesse nimmt das Buch dadurch in Anspruch, daß es uns unmittelbar an das Erlebnis eines Wendepunktes in der Schätzung Jesu heranführt. „Es fiel für mich etwas dahin, was mir sehr wert gewesen war: der irdische Helfer, der alle Arten menschlicher Nöte sieht[1]).“

Wie kam es bei Friedrich Naumann zu solcher Erschütterung seines bisherigen Glaubens? Was sie bedeutet,

[1]) S. 115.

ermißt man, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß derselbe Mann einige Jahre früher das Büchlein über „Jesus als Volksmann" geschrieben hatte[2]). Auch da wird zwar zugestanden, daß Jesus kein Nationalökonom war, daß er keine Statistik kannte, nicht an Gesetze dachte, nicht politisierte; aber als das Herrlich-positive wird gerühmt, daß er für das sittlich Unerträgliche die offensten Augen hatte, die es je gegeben hat, daß seinem zarten und tiefen Gefühl das Nebeneinander von Überfluß und Mangel unerträglich war, daß er sich mit dem Geheimnis der Armut beschäftigte, daß er das Elend nicht für selbstverständlich hielt, und: je mehr Erdenleid sich ihm entschleierte, desto brennender ward sein Drang zu helfen. Denn er war ein Mann der Tat, und in seinem Leben, seinen Wundern liegen nun die irdischen Aufgaben der Christenheit[3]).

Und nun, wo Naumann im Lande selbst weilt, in dem Jesus seine Worte gesprochen und seine Taten verrichtet, fällt mit einem Male dieser irdische Helfer, der alle Art menschlicher Nöte sieht und uns dadurch anspornt, menschliche Nöte zu erkennen und zu bekämpfen, dahin.

Es ist das Merkwürdige, aber für Naumann Charakteristische, daß ihm den Anstoß hierzu die Wege Palästinas gegeben haben.

Er führt uns in seinem Buche[4]) mitten in die konkrete Situation hinein, die ihm zum Ärgernis wurde. Wie sie auf dem steinigen Wege von Nablus (Sichem) nach Jerusalem reiten, wirft jemand die Frage auf: Ob Jesus, der soviel wir wissen, zweimal diese Straße zog[5]), gegangen oder geritten sei? Die Frage ist schwer zu entscheiden[6]) — Hauptsache ist auch die schmerzliche Feststellung: Jesus ging und ritt auf solchen Wegen, ohne etwas zu ihrer Besserung zu tun! Gute Wege aber gehören zu den ersten Grundlagen sozialen Fortschrittes. Und Jesus schweigt von der Notwendigkeit solcher Fortschritte. In einem Lande ohne gute Wege verlangte er den Ausgleich von reich und arm durch Brudergeist.

Naumann fühlt selbst, es könne dem Leser wunderbar erscheinen, daß er eine so tief in das persönliche Glaubensleben eingreifende Folgerung aus einer Sache wie der Frage nach den Wegen zur Zeit Jesu ableite, und er rechtfertigt sich und seinen Anstoß. Alles, was in Palästina auf die Glaubensauffassung einwirkt, sind äußere Dinge. Das ganze Land hängt von seinen Wegen ab. Wer sozial denken gelernt hat, muß diese Wege als Gegenstand praktisch christlichen Handelns ansehen. Und nun steigen die Fragen auf: Sprach Jesus zu diesen Wegen: Geduld? oder sprach er: Erneuerung? Hatte er unser Kulturideal? Wollte er der Armut Palästinas abhelfen, oder wollte er nur die äußersten Mißstände durch Almosen und Wunder heilen? Naumann gibt noch keine ausdrückliche Antwort, aber man fühlt, was er sich selbst hat sagen müssen. Die bisherige Auffassung, wonach er in aller helfenden, organisierenden, sozialen Tätigkeit ein Fortwirken des Lebens Jesu sah, verlor an Sicherheit. Nicht das Herz Jesu wird kleiner, wenn man ihn sich in Palästina denkt — nur die Art, wie er seinem Herzen folgte, ist dem menschenfreundlichen Tun unseres Zeitalters ferner, als wir dachten. Und Naumann schließt die Betrachtung mit dem bedeutungsvollen Satze: Es ist schwer, sich, wie Kierkegaard verlangt, als sein Zeitgenosse zu denken.

Der Theologe von heute, der diese Zeilen liest, fühlt hier sofort einen grotesken Widerspruch heraus. Naumann verzweifelt an der von Kierkegaard gestellten Aufgabe, Jesus als Zeitgenossen zu wissen, weil ihm Zweifel aufsteigen, ob Jesus ein, ob er unser Kulturideal besessen habe! Der heutige Theologe wird sagen: Naumann hat Kierkegaard nicht begriffen und er hat Jesus nicht begriffen. Dieser Fall Naumann ist typisch für die Krisis des vordialektischen christlich-sozialen Jesusbildes. Er ist diese Krisis; sie ersteht hier vor unseren Augen. Nur ist sie kein Verlust, sondern ein Gewinn. Der Fall ist das Hinfallen eines Götzen und die Eröffnung einer neuen Möglichkeit, insbesondere der Möglichkeit, Jesus nun wirklich so, wie Kierkegaard es meint, als Zeitgenossen zu schauen. Denn wenn wir Jesus als den uns wahrhaft erlösenden Zeitgenossen schauen wollen, muß in der Tat erst der unechte Jesus dahinfallen, der Jesus, der unser Kulturideal teilt und überhaupt ein Kulturideal hat, der Jesus, der uns zu sozialer Tätigkeit anspornt, der uns erlaubt, zwischen christlich und sozial einen „Binde"-strich zu setzen, während es doch ein „Trennungs"-strich sein muß[7]).

Wir werden also sagen müssen: Die Einsicht, die Naumann aus den miserablen Wegen Palästinas ableitete, war gut, sie hätte einen Gesundheitsprozeß einleiten können. Jesus konnte ja doch, durfte kein sozialer Organisator sein; er mußte von den schlechten Wegen schweigen. Wie er den Juden, der ihn bat, er möchte doch seinem Bruder zureden, mit ihm das Erbe zu teilen, schroff abwies: Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbschichter über euch gesetzt! (Lukas 12, 13 f.), wie er der Frau — ein ganz paralleler Fall —, die bei der Vorbereitung der Bewirtung sich von ihrer Schwester im Stich gelassen sah, strenge zurief: Martha, Martha, du sorgst und beunruhigst dich um vieles ... Maria hat das gute Teil erwählt (Lukas 10, 39—42), wie er — eine weitere Parallele! — den Jünger, der staunend auf die Steine und Bauten des Tempels wies, mit dem drohenden Worte erschreckte: Du siehst die gewaltigen Bauten? Kein Stein soll auf dem anderen bleiben, der nicht abgebrochen wird (Markus 13, 1 f.), so hätte er, wenn ihm ein Jünger zugerufen hätte: Meister, welche schlechten Wege! warum sorgt die Regierung, der Hoherat, nicht für gute Wege, die das Pilgern nach Jerusalem, das Wandern in die Heimat erleichtern würde, warum redest du den Regierenden nicht ins Gewissen, daß sie bessere Verkehrsmöglichkeiten einrichten? — er hätte auch diesem Jünger geantwortet: Mensch, wer hat mich zum Wegekommissar gesetzt? Vielleicht auch: warum soll das Wandern den Menschen bequem gemacht werden? oder auch: es kommt die Zeit, da werden diese Wege verlassen sein und niemand mehr fragen, ob sie gut oder schlecht sind.

Vom richtig gelesenen Evangelium aus gesehen, ist die Frage nach der Stellung Jesu zu den Wegen des Heiligen Landes eine Frage ohne Substanz. Der Jesus der Evangelien war gar kein Helfer, der alle Arten menschlicher Nöte sah, sehen wollte, sehen durfte. Nur ein ganz bestimmter Ausschnitt menschlicher Nöte lag ihm am Herzen. Die Nöte, die sich auf das Gericht, auf sein Wort, auf das böse Herz in uns bezogen. Wenn Naumann an den schlechten Wegen Palästinas und an dem Jesus, der kein Wort über sie sagt, Anstoß nahm, so war das eine Krise, aus der die richtige Erkenntnis Jesu und seines Wortes hervorbrechen konnte.

Und doch gibt es auch wieder Texte, auf die er sich berufen konnte und auf denen seine bisherige Anschauung von Jesus als Volksmann und irdischem Helfer wirklich stand. Denn keinem theologischen Fanatiker wird es je gelingen, den Gedanken der Humanität ganz aus dem Evangelium Jesu zu bannen: die goldene Regel, die Geschichte vom barmherzigen Samariter und die herrlich-

[2]) Göttingen, 1894.
[3]) S. 4 ff.
[4]) S. 114 f.
[5]) Wir wissen das nicht mehr so genau; der Mitreisende dachte an Joh. 4.
[6]) Aus der geheimnisvollen Geschichte vom Einholen des Esels, auf dem er in Jerusalem einziehen soll (Markus 11, 1 ff.), kann man schließen, daß ein Reittier ihm und den Seinen sonst nicht zur Verfügung stand.
[7]) Vgl. meinen kleinen Aufsatz „Evangelisch-sozial in der Bergpredigt": Sächsische evangelisch-soziale Blätter, Heft 20 (1929).

furchtbare Rede des Menschensohnes beim Weltgericht (Matth. 25), die Jesus als Apokalyptiker jetzt schon vorauszusagen weiß — die drei Texte allein beweisen schon, daß er mannigfache Arten menschlicher Nöte und also auch menschlicher Aufgaben sah und solchen Humanismus sogar in seine Gerichtspredigt aufgenommen hat. Hätte er nicht auch erzählen können von einem Mann oder einer Frau, die auf einem der miserablen Wege verunglückten und zwei Wanderer kamen des Weges und weil sie selbst von der Mühsal der Wege genug hatten, gingen sie vorüber, und erst der dritte half, trotz all der Schwierigkeiten, und hätte er nicht hinzufügen können: Schuldig waren auch die, die solche Wege nicht verbesserten, auf denen viele verunglücken mußten? Und hätte er den Menschensohn nicht auch sagen lassen können: Ich habe als Wanderer auf euren schlechten Wegen viel Mühsal erduldet, und ihr habt sie nicht erneuert?

Ist das richtig, dann verändert sich der Aspekt ein wenig. Ins Licht der Humanität und der Nächstenliebe gestellt, wie wir sie doch in den Worten Jesu finden, erscheint das Fehlen eines Tadels über die schlechten Wege fast wie etwas Zufälliges oder wie eine Lücke, die richtig gefühlt ist, jedenfalls nicht als etwas Fundamentales, Prinzipielles, das zum Anstoß, zur Krise treiben muß.

Wir sind also zu unserer eigenen Überraschung auf ein wirkliches Problem der Evangelienforschung gestoßen: die Doppelseitigkeit der Sittengebote Jesu, das Problem der deux morales, wie sie A. Bayet in seinem scharfsinnigen Buch „Les morales de Jésus" treffend bezeichnet hat[8]); in unserem Falle: radikale Vernachlässigung und Vergleichgültigung der Humanitätsgebote contra Forderung konkreter Hilfsbereitschaft in allen Nöten des Menschenlebens. Jene Linie ergibt, daß Naumanns Betrachtungen ganz illusorisch waren; diese, daß er ein Recht hatte, Jesus und seine Lehre mit den schlechten Wegen zu verbinden. Nicht, daß wir ihm nun doch auch ein „Kulturideal", ein soziales Programm anhängen dürften; aber Texte haben wir gefunden, die uns berechtigen, den Trennungsstrich, der sonst ganz gewiß besteht, doch auch wieder als einen Bindestrich zu sehen. Es ist hier nicht der Ort, das Problem der Zweischichtigkeit der Lehre Jesu näher zu erörtern; genug, daß dies Problem auch in dem Thema: „Jesus und die schlechten Wege in Palästina" sich offenbart und eine völlig einlinige Behandlung uns verbietet.

2

Wir sind aber noch nicht am Ende. Friedrich Naumann hat in seiner Betrachtung über die schlechten Wege im Heiligen Lande einen Vorgänger in einem der berühmtesten Rabbinen des ersten nachchristlichen Jahrhunderts, Rabbi Jochanan ben Sakkaj[9]).

Von diesem Rabbi ist ein bedeutsamer Ausspruch über die Ursachen des furchtbaren Strafgerichts, das die Juden im Jahre 70 mit dem Untergang von Stadt und Tempel getroffen hatte, überliefert, der folgenden Wortlaut hat:

Ihr habt Gott nicht dienen wollen —
seht, nun dient ihr den Völkern;
ihr habt Gott nicht darangen wollen einen halben Schekel für den Kopf —
seht, nun wägt ihr fünfzehn Schekel dar unter der Herrschaft eurer Feinde;
ihr habt keine Wege und Straßen bereiten wollen für die Festwallfahrer —
seht, nun bereitet ihr die Burgen und Kastelle für die, die nach den Weinbergen der Könige hinaufziehen.

Und so heißt es (Deut. 28, 47):
„Weil du dem Ewigen, deinem Gott nicht gedient hast" in Liebe,
„wirst du deinen Feinden dienen" in Haß,
„und weil du deinem Gott nicht gedient hast", da du gesättigt wurdest,
„wirst du deinen Feinden dienen in Hunger und Durst und Blöße und Mangel an allem"[10]).

Der Text hat etwas Erschütterndes. Er malt das ganze Elend des im aussichtslosen Freiheitskampf erlegenen jüdischen Volkes, dessen Geschick das Leben eines Sklavenvolkes geworden ist: sie dienen den glaubensfremden, rassefremden „Völkern", d. i. den verachteten Gojim; sie zahlen schweren Tribut; sie leisten den Feinden Frohndienste (wie zur Zeit der Gefangenschaft in Ägypten).

Und nun tritt ihr geistlicher Leiter, der große Rabbi Jochanan, vor sie hin, aber nicht als Tröster, sondern als Ankläger, der dem schwergeprüften Volke seine Schuld aufdeckt, der ihm rückhaltlos die Ursache seines tiefen Falles in seinem eigenen schuldvollen Verhalten in der Vorkriegszeit aufweist. Der furchtbare drückende Dienstzwang, in dem sie jetzt stehen, entspricht genau den Versäumnissen der Vorkriegszeit. Das Volk, das jetzt den Gojim dienen muß, hat früher seinem Gotte nicht dienen wollen; das Volk, das in dem Bezahlen der Tempelkopfsteuer lässig war, muß nun eine dreißigfach gesteigerte Kopfsteuer an die römische Regierung zahlen; das Volk, das es unterlassen hat, bequeme Straßen und Wege für die Festpilger zu bauen, muß nun Burgen und Schlösser für die Freunde der feindlichen Könige bauen.

Eine straffe Logik beherrscht die Strafrede: zwischen Gegenwartsnot und Vergangenheitsversäumnis besteht vollkommene Entsprechung. Die Auswahl der Sünden ist wohl durch die konkreten Zwangsmaßregeln des Feindes mitbestimmt; aber was der Rabbi an Verfehlungen aufführt, muß ihm doch schon von jeher ein Stein des Anstoßes gewesen sein; vielleicht hat er auch schon in früherer Zeit über das lässige Eingehen der Tempelsteuer und über die Vernachlässigung der Pilgerstraßen geklagt[11]). In beiden Fällen handelt es sich um den Kultus in Jerusalem, dem das Volk nicht mit aller Tatkraft gedient hat. Wenn das Geld für den Tempel nur mangelhaft eingeht, dann kann der Kultus bei den Festen auch nicht in dem ihm gebührenden Glanze ausgerichtet werden; dann können die Vorschriften, die für ihn von Jahwe selbst gegeben sind, nicht pünktlich und der Überlieferung entsprechend, eingehalten werden. Wenn keine Pilgerstraßen gebaut sind, dann kommen die Pilger nicht in den gehörigen Mengen, und die kommen, haben eine mühselige Reise; die Freude auf die heilige Stadt und auf ihren Tempel kann nicht aufkommen.

So beleuchtet der Ausspruch schlaglichtartig den Zustand des jüdischen Volkes vor und nach 70, wie seine Rabbinen ihn sahen, und den Sinn der Katastrophe, wie sie ihn deuteten. Ein Rätsel, ein Problem ist der Untergang von Stadt und Tempel für den Rabbi nicht: er kennt ja genau die Verschuldung des Volkes und erkennt an der vollen Äquivalenz, der vollkommenen Entsprechung von Schuld und Unglück das gerechte Gericht seines Gottes[12]).

[8]) Vgl. hierzu meinen demnächst in der Theol. Rundschau erscheinenden Aufsatz: „Das Problem der Geschichtlichkeit Jesu: die Christusmythe."

[9]) Vgl. über ihn A. Schlatter: „Jochanan Ben Zakkai, der Zeitgenosse der Apostel" 1899.

[10]) Der Text steht in dem alten Kommentar zum 2. Buch Mose, genannt Mechilta, als Erläuterung zu 2. Mose 19, 1; vgl. die Übersetzung von Winter u. Wünsche (1909) S. 192. Ich wurde auf ihn aufmerksam, wie ich das Material zu meiner Leidener Antrittsvorlesung „Der Untergang Jerusalems (Anno 70) im Urteil der Christen und Juden" zusammenstellte (erschienen in Theologisch Tijdschrift 1914).

[11]) Ihr habt nicht zahlen, ihr habt nicht bauen wollen: das klingt, wie wenn die Rabbinen regelmäßig die Saumseligen an ihre Pflicht erinnert und mit der Strafe Gottes gedroht hätten, aber tauben Ohren gepredigt hätten. Von Jochanan ist eine Klage über Galiläa überliefert: Galiläa, Galiläa, du hassest das Gesetz; am Ende schließest du dich den Räubern (wohl den Zeloten) an (jer. Schabb. 16 a. d, vgl. A. Schlatter, S. 15, vgl. auch S. 67 f.).

[12]) Weiteres in meiner Rede a. a. O. und bei Ed. Riggenbach „Auf den Trümmern Jerusalems". Basel 1923.

Unwillkürlich vergleicht man den rabbinischen Text mit den Worten Jesu, die das gleiche Thema haben: den drohenden Untergang Jerusalems und seine Ursachen! Wir zitierten oben den deutlichsten Text über den bevorstehenden Untergang des Tempels (Mark. 13, 2); charakteristisch für ihn ist, daß der konkreten Drohung jede Aufklärung über den Grund dieses Geschickes fehlt. Es ist selbstverständlich, daß der Prophet, der solch ein Wort herausstößt, auch weiß, warum das Entsetzliche geschehen muß. Auch wenn die Überlieferung keine ergänzenden Worte hätte, die auch das Warum uns erklären (Matth. 23, 37f.; 22, 6f.; 27, 25. Luk. 19, 41ff.; 13, 1ff.), würden wir aus der ganzen Haltung Jesu zum jüdischen Volk seiner Zeit, aus den Konflikten, die er mit seinen Leitern hatte, aus seinen Strafpredigten es erfassen können. Das Charakteristische ist, daß die zwei Hauptsünden, die der Rabbi nennt, bei ihm keine Rolle spielen. Dem Zahlen der Tempelsteuer hat auch er sich nicht entzogen, aber in dem Bewußtsein, daß die wahren Söhne Gottes, Er und Petrus, Er und seine Jünger, dazu nicht verpflichtet sind; nur die Nicht-söhne, die dem Gotte und Vater noch in sklavischer Furcht dienen, haben auch den Zins dienstmäßig zu zahlen[13]). Von den Wegen, den Pilgerstraßen hat er, nach Ausweis der Überlieferung, nie geredet. Er mag es nicht so tragisch genommen haben, daß die Wege so mühselig waren; er mag keine Gelegenheit gehabt haben, den Verantwortlichen die Mißstände vorzuhalten; in jedem Falle war das, was den Rabbi vor allem bewegte, ihm nicht so gewichtig: daß der schlechte Zustand der Wege den Besuch der Feste in Jerusalem, die vorgeschriebene Wallfahrt zum Tempel beeinträchtigte. Wenn Er das Strafgericht ankündigte, dann hatte er viel weitergreifende, tieferliegende Gründe. Gewiß auch er konnte mit dem Rabbi sagen: Weil ihr eurem Gotte nicht dienen wollt, müßt ihr euren Feinden dienen; aber er verstand dies Dienen prinzipieller, radikaler als der Rabbi: das Indifferente trat für ihn zurück, das Religiöse, die Haltung des Menschen Gott gegenüber in Gehorsam und Einfalt, in Liebe und Opferwilligkeit trat als das Entscheidende voran; dazu kam dann für ihn das Bewußtsein um seine persönliche Sendung und der Anspruch als der Prophet Gottes, der vor dem Ende kommen sollte und das Volk durch das Ende hindurchführen sollte, gehört zu werden. Weil die Juden, voran die Rabbinen, seine Botschaft nicht annahmen, erkannte er, daß das Ende nun vor allem die Zerstörung von Tempel und heiliger Stadt mit einschließen müsse. Von dieser Schuld weiß Rabbi Jochanan, der doch ein Zeitgenosse der Apostel war, nichts. Der Tempel stand ihm höher als der (vermeintliche) Messias. Daß zwischen dessen Schicksal und dem Untergang des Tempels von Gottes wegen ein Zusammenhang bestehen könne, war ihm verschlossen. Er glaubte, wie jener, daß das Volk der Vorkriegszeit eine schwere Schuld auf sich geladen habe, die es nun mit diesem furchtbaren Unglück abbüßte; aber daß die Hauptschuld die Verleugnung seines Messias sei, dieser Glaube seiner christlichen Zeit- und Volksgenossen, war ihm völlig fremd.

Nicht unwichtig für das uns hier beschäftigende Thema ist auch der Umstand, daß im Evangelium der Weisjagung der Zerstörung des Tempels die Reinigung des Tempels vorangeht. Jesus protestiert mit Wort und Tat gegen die Verunreinigung des Tempels durch die Kaufleute, die das Haus des Gebets zu einem Kaufhaus und zu einer Markthalle herabgewürdigt haben. An der Reinheit des Tempels hat ihm ebenso sehr gelegen, wie den Rabbinen (nur daß er den Begriff Reinheit mehr religiös, nicht kultisch auffaßte). Weil die Tempelreinigung nur ein Augenblickserfolg war, weil die Hohenpriester seiner Autorität sich nicht beugen wollten, hat er, in der Nachfolge Michas und Jeremias, seinen Untergang prophezeit. Interessant ist, daß auch der Geschichtschreiber Josephus die Notwendigkeit des Untergangs des Tempels damit begründet, daß er von den Zeloten, den jüdischen Nationalsozialisten, gräulich verunreinigt war (vgl. meinen Aufsatz und Riggenbach a. a. O.). Von hier ist kein weiter Weg zu dem Gedanken, daß auch die mangelnde Fürsorge für gute Zugangswege zu dem Heiligtum eine Schuld sei, die mit der Zerstörung des Heiligtums gesühnt werden mußte. Daß die Rabbinen auch diese Versäumnis geltend machten, ist begreiflich. Wenn Jesus die Bestimmung des Tempels darin sah, daß es eine Stätte des Gebetes für alles Volk sein sollte, etwa im Sinn des Salomonischen Weihegebetes 1. Könige 8, dann hätte wohl auch er auf den schlechten Zustand der Wallfahrtsstraßen weisen können. Vielleicht hat er es einmal getan. Wahrscheinlicher ist, daß er diese Voraussetzung gut geregelter Massenwallfahrt nicht gesehen hat. In jedem Fall stand der Tempel nicht dermaßen im Zentrum seiner Gedanken wie bei den Rabbinen.

3

Aber nun zurück zu Friedrich Naumann. Seine Betrachtungen über die unmöglichen Wege im Heiligen Lande erhalten mit einemmal eine ungeahnte Perspektive. Haben wir vielleicht über das Gewicht, daß er dem Fehlen von Äußerungen Jesu über die Wege beimaß, gelächelt, jetzt verstummen wir. Er hat gar nicht so unrecht, wenn er seine Erfahrungen im Jahr 1898 zurückbezieht auf die Zeit vor 1800 Jahren und länger, und wenn er sich wundert, daß nicht auch Jesus auf den Zustand der Wege hingewiesen hat. Was ihm Anstoß gab, hat nachweislich auch einen der maßgebenden Rabbinen aus der Zeit Jesu und der Apostel beschäftigt, und der hat sogar diesen Anstoß, diese Unterlassung als eine schwere Schuld gefühlt und in einen furchtbaren pragmatischen Zusammenhang eingestellt: wegen der schlechten Wege ist der Tempel zerstört worden! Solcher religiöser, echt jüdisch-biblischer Pragmatismus war dem modernen Jerusalemfahrer natürlich fremd. Auch darin unterscheidet er sich von dem Rabbi, daß er an die Voraussetzungen sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts denkt, während Rabbi Jochanan ausschließlich die Interessen des Kultus und die kultischen Verpflichtungen des jüdischen Volkes im Auge hat. Doch ist zu bedenken: Naumann faßte die Gedanken, wie er auf einem der Wege, die nach Jerusalem führen, dahinritt, seufzend über die Mühseligkeit, die ein Pilger zu überwinden hat, der zum Fest in Jerusalem sein will. Er hat auch die Interessen der Jerusalempilger in seine Gedanken mit eingeschlossen[14]).

Friedrich Naumann seufzt über die Mühsal des Reitens auf den ungepflegten Wegen, die nach Jerusalem führen. Er denkt nach über die Notwendigkeit guter Straßen für wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt, und mit Schmerzen überlegt er, daß Jesus der Volksmann, zu dem er bis dahin aufsah als dem Führer und Antreiber zu aller helfenden, organisierenden sozialen Tätigkeit, kein Wort über diese brennende Not, kein Auge für sie gehabt hat. Über das Warum dieses Mangels hat er wohl nicht tiefer nachgedacht. Er empfand nur den Mangel als ihn bedrückend und fand keine Lösung, die ihn befriedigt hätte. Er wußte auch noch nicht, daß die Not doch auch von Zeitgenossen Jesu gefühlt worden war,

[13]) Matth. 17, 24—27.

[14]) Wie bekannt, ist erst neuerdings dem von Rabbi Jochanan und Fr. Naumann so schwer empfundenen Mißstand abgeholfen worden. Jetzt kann man von allen Seiten her auf Autostraßen Jerusalem erreichen. Deutsche, Türken, Engländer haben geleistet, was die Juden schon vor Jahrhunderten hätten tun sollen — das Versäumte haben diese mit dem Untergang des Heiligtums büßen müssen! Jetzt ist Palästina freilich auch nicht mehr das biblische Land, wie es das bis in die Vorkriegszeit doch noch war, wo man eben „im Schweiße seines Angesichtes" auch seine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt verrichtete.

aber ausgerechnet von Rabbinen, den Gegnern Jesu[15]). Er hätte wohl sagen können, wenn ihn damals einer seiner Reisegenossen auf diese jüdische Überlieferung hingewiesen hätte: Ja, dann war in diesem Punkt der Schriftgelehrte weitsichtiger, wirklichkeitsnäher, uns näher, fortschrittlicher als der Prophet von Galiläa. Dann hat es wirklich zur Zeit Jesu schon einen Protest gegen den Zustand der Wege gegeben, nur daß sich Jesus selbst an ihm — bedauerlicherweise — nicht beteiligt hat. Unsere Betrachtungen haben gezeigt, daß solche Beurteilung des Tatbestandes doch nur halb richtig wäre, daß sie nicht in alle Tiefen hineinleuchtet. Es ist aber bezeichnend für den Rabbinismus, daß er sich auch der Wege im Heiligen Lande angenommen hat. Es ist bezeichnend für Jesus, daß er es offenbar nicht getan hat. Das Rabbinentum ist als solches wirklichkeitsnäher, ist eine nationale Institution, die als solche auch für die äußere Organisation des Volkes, des Landes sorgt[16]). Der Träger des Evangeliums dagegen konzentrierte sich in bewußter Einseitigkeit auf Gottes Willen, wie er an den Einzelnen herantritt, auf Gottes Reich, auf den Dienst am Nächsten und am Feinde, auf die ihm übertragene Botschaft von der nahen Endentscheidung. Kein Wort über die Wege — weil er eben nicht der Volksmann war, der für alle äußere Not ein Auge hatte, weil er eben kein „Kulturideal" hatte — das hatten nur die Rabbinen! Eine richtige Erkenntnis ist dem Theologen und Politiker Friedrich Naumann auf dem Ritt nach Jerusalem im Herbst 1898 unter Schmerzen und Seufzern aufgegangen, das wollen wir ihm danken. Dessen gedenkt der Verfasser dieser Zeilen in Dankbarkeit und Verehrung am 70. Geburtstag Friedrich Naumanns, dem 25. März 1930.

Kiel Hans Windisch

Von der preußischen Generalsynode

1

Wenn das größte evangelische Kirchenparlament der Welt zusammentritt, so ist das schon an sich ein Ereignis von Bedeutung für das kirchliche Leben. Um so mehr ist dies der Fall, wenn, wie bei der nahezu dreiwöchigen Tagung vom 22. 2. bis 12. 3. eine Gesetzesarbeit zu leisten war, die in ihrer Auswirkung von noch nicht abzusehender, aber gewiß großer Tragweite ist.

Das äußere Gesicht dieser Synode unterschied sich kaum von dem des voraufgegangenen. Der größte Teil der Mitglieder gehörte schon früheren Generalsynoden an. Zahl, Stärke und Zusammensetzung der vier Gruppen war ebenfalls ungefähr die gleiche wie früher. Auch die ständische Gliederung hat sich nicht wesentlich geändert. Unter den geistlichen Mitgliedern überwogen namentlich bei den aus den östlichen Provinzen entsandten Vertretern die „höheren Chargen" vom Superintendenten aufwärts. Unter den weltlichen waren zahlreich Vertreter des ostelbischen Adels, höhere Justiz- und Verwaltungsbeamte. Prozentual stark war der Lehrstand: Hochschullehrer, Leiter und Lehrer an höheren Lehranstalten; verhältnismäßig weit schwächer Vertreter der Volksschullehrerschaft. Frauen waren auch diesmal nur wenige auf der Synode. Zahlreicher die Vertreter wirtschaftlich führender Kreise, Ingenieure, Fabrikbesitzer usw. Die Arbeiterschaft stellte dagegen nur etwa zehn Vertreter, durchweg Sekretäre der Evangelischen Arbeitervereine, darunter höchstens zwei oder drei, die als Handarbeiter tätig sind.

Die preußische Generalsynode ist also immer noch eine Notabelnversammlung und weit entfernt, das Spiegelbild einer Volkskirche zu sein. Sie ist ferner nach wie vor eine ausgesprochen Greise. Das Durchschnittsalter der geistlichen Vertreter soll 63 Jahre betragen. Das der weltlichen mag etwas niedriger sein. Aber Synodale unter 50 Jahren waren seltene Erscheinungen in diesem ehrwürdigen Parlament, das gewiß mancherlei Zeugnisse bot von der Weisheit und Abgeklärtheit des Alters, anderseits aber doch auch allzu gestanden, zu konservativ und damit naturgemäß zu spröde war, um in einer von der Vergangenheit ganz verschiedenartigen religiösen Lage den Forderungen und Nöten der Gegenwart voll gerecht werden zu können.

Ein großer Arbeitsstoff wurde der Synode hauptsächlich von Oberkirchenrat und Kirchensenat, die überaus fleißig gearbeitet hatten, und durch Anträge der Provinzialsynoden vorgelegt. Ihn verarbeiteten elf Ausschüsse, von denen ganz neu nur der Ausschuß für die Frage „Kirche und Großstadt" war, während die übrigen ungefähr nach den gleichen Gesichtspunkten gebildet wurden wie bei den früheren Tagungen. Das Schwergewicht lag diesmal in dem Ausschuß für innerkirchliche Angelegenheiten, der den Entwurf des Kirchensenates zu einer sogenannten „Lebensordnung" abstimmungsreif zu gestalten hatte.

2

Vieles Bedeutsame kann nur angedeutet oder muß ganz übergangen werden. So der ganze Komplex der finanziellen Fragen, die heute fühlbarer denn je nicht nur die äußere, sondern auch die innere Gestaltung des kirchlichen Lebens beeinflussen. Daß Sparsamkeit auf der ganzen Linie die Losung der Stunde ist, versteht sich von selbst. Man hatte auch auf dieser Tagung wieder den Eindruck, daß unter der Leitung des weltlichen Vizepräsidenten D. Hundt das kirchliche Finanzwesen sich so günstig gestaltet, wie es bei der Beschränktheit der zur Verfügung stehenden Mittel nur irgend möglich ist. Zielbewußte, nicht kleinliche, sondern dem Ganzen dienende Sparsamkeit und Schaffung klarer Verhältnisse unter Vermeidung der heute so beliebten Borgwirtschaft gibt dem Finanzwesen der altpreußischen Landeskirche die Signatur. Deutlich wurde auch immer wieder, wie großzügig die Kirche finanziell von der Republik unterstützt wird, ohne deren Hilfe sie nicht in der Lage wäre, ihr Leben in der ihr gewohnten Weise zu gestalten.

Wie sehr dringende Gegenwartsaufgaben durch die Finanzlage gehemmt werden, wurde auf der Synode besonders in dem Arbeitsgebiet des Großstadtausschusses offenbar. Der ständig vom flachen Lande gespeiste Zustrom der Bevölkerung zu den großen Städten läßt namentlich an den Rändern des städtischen Weichbildes große Siedlungsgemeinden entstehen, die vielfach ohne jede kirchliche Versorgung sind, und denen weder die dringend nötigen kirchlichen Versammlungsräume noch der Hirte zur Betreuung gegeben werden kann, weil die dazu nötigen Mittel nicht aufzubringen sind. Wie groß diese Not in Berlin ist, wurde den Synodalen aus der Provinz auf einer mehrstündigen Fahrt durch die Berliner Siedlungen überzeugend vor Augen gestellt. Wenn dann in diesem Zusammenhang zur Erleichterung der kirchlichen Versorgung der Vorschlag gemacht wurde, kirchlichen Gemeindebeamten, vor allem Diakonen, die Befugnis der Wortverkündigung zu verleihen — ein Plan, dessen eifrigster Verfechter der bekannte Leiter der Berliner Stadtmission und Führer der Positiven Union, D. Philipps, ist —, so wird man hier der kritischen Haltung des Kirchenregiments zustimmen, das darauf hinwies, daß voraussichtlich in wenigen Jahren der bestehende Theologenmangel behoben sein werde und nicht um eines relativ kurzen Zwischenzustandes willen ein neues Gesetz geschaffen werden könne. Die endgültige Regelung dieser

[15]) Während des Krieges habe ich Fr. Naumann brieflich diesen Text mitgeteilt. Leider ist die Antwort, die ich von ihm bekam, z. Z. nicht auffindbar.

[16]) Hier ist ein wichtiger Unterschied zwischen „Jesus und den Rabbinen" angerührt, vgl. Simon Dubnow, Die alte Geschichte des jüdischen Volkes. Orientalische Periode 1925, S. 536 ff.; mein Buch: Der Sinn der Bergpredigt 1929, S. 92 ff.

Nöte konnte natürlich die Synode nicht vornehmen, sie überließ es der Kirchenleitung, das Notwendige in Angriff zu nehmen und durchzuführen. Das gilt auch für die als dringend erforderlich empfundene Neuregelung der kirchlichen Organisation Großberlins.

3

Summarisch kann hier nur berichtet werden über eine Anzahl von Gesetzen und Beschlüssen, die an sich bedeutungsvoll sind, aber nichts wesentlich Neues bringen oder in ihrer Tragweite hinter Anderen zurücktreten. Da ist an erster Stelle zu nennen die Stellung der Synode zum Staatsvertrag, zum „evangelischen Konkordat". Hier war der Synode der Weg von ihrer Vorgängerin vorgezeichnet. Das Problem wurde im Hinblick auf die schwebenden Verhandlungen mit dem Staat mit begreiflicher Zurückhaltung angefaßt. Man konnte und wollte den kirchlichen Unterhändlern, zu denen man volles Vertrauen hat, die Bewegungsfreiheit nicht beschränken. Die Synode begnügte sich deshalb damit, ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß entgegen dem bei der Verabschiedung des römischen Konkordats gefaßten Landtagsbeschluß die offiziellen*) Verhandlungen der preußischen Regierung mit der evangelischen Kirche erst nach Monaten kurz vor Zusammentritt der Generalsynode durch den neuen Kultusminister eröffnet worden seien. Ferner sprach man die Erwartung aus, daß die Verhandlungen nunmehr mit aller Energie zu Ende geführt werden und daß der evangelischen Kirche voller Rechtsschutz, das heißt wohl im Konfliktsfalle die Möglichkeit, ein ordentliches Gericht anzurufen, gewährt werde. In der Öffentlichkeit, namentlich in rechtsgerichteten Blättern, wurde die sogenannte politische Klausel lebhaft erörtert. Man denkt dabei an eine entsprechende Anwendung der im römischen Konkordat vorgesehenen Bestimmung auf die evangelische Kirche, daß von der Besetzung der erzbischöflichen und bischöflichen Stühle durch Anfrage bei der preußischen Regierung festgestellt werden muß, daß gegen den Kandidaten Bedenken politischer Art nicht bestehen (Art. 6). Man forderte die Kirche, insbesondere die Generalsynode auf, eine dahingehende Forderung des Staates zurückzuweisen und lieber auf den Vertrag zu verzichten als so sich in die Hörigkeit des religionslosen Staates zu begeben. Obwohl in der Konkordatsfrage evangelischerseits die Forderung der Parität eine große Rolle spielt, will man nur vielfach die Parallele des römischen Vertrags nicht als verpflichtend anerkennen, da in der evangelischen Kirche die Verhältnisse anders gelagert seien. Eine Berliner Zeitung wollte wissen, daß auf der Synode ein aus ihrer Mitte gestellter Antrag gegen die Annahme einer solchen Klausel erscheinen werde. Dies war jedoch nicht der Fall**).

Eine Vorlage, die im Plenum ohne Debatte angenommen wurde, hat eine lange, gefahrenreiche Vorgeschichte, nämlich das sogenannte soziale Gesetz. Es enthält Bestimmungen über die Verwendung landeskirchlicher Mittel zu sozialen Zwecken. Das Neue und Bedeutsamste gegenüber den bisher bestehenden Möglichkeiten ist die Bestimmung, daß jene Mittel auch zur Anstellung von Kräften benutzt werden dürfen, die von freien evangelischen Vereinigungen für die soziale Arbeit der Kirche zur Verfügung gestellt werden. Durch Anstellung solcher Berufsarbeiter will man vor allem auch die Möglichkeit gewinnen, kirchenfremde und -feindliche Kreise der Arbeiterschaft zurückzugewinnen. Aus der Erklärung des Sozialen Ausschusses zu diesem Gesetz ist ersichtlich, daß hier eine Spannung zu überwinden war, die in der Kirche schon lange besteht und wahrscheinlich auch niemals ganz aufgehoben werden kann, nämlich die Spannung zwischen freiem Verein und organisierter Kirche. Daß der freie Verein, der die soziale und Wohlfahrtsarbeit der Kirche in der Vergangenheit wesentlich geschaffen und ausgebaut hat, auf möglichste Selbständigkeit und Unabhängigkeit von dem behördlichen Apparat der Kirche bedacht ist, liegt in seinem Wesen begründet. Daß anderseits die organisierte Kirche, die sich ihrer sozialen Verantwortung bewußt ist und die unentbehrliche Tätigkeit der freien Vereine dankbar benutzt, ihnen ihre Aufsicht und Leitung angedeihen lassen will, liegt ebenfalls im Wesen der Sache. Ganz wird sich selbst bei solch freundschaftlicher enger Verbundenheit, wie sie heute zwischen beiden Größen weithin besteht, eine Spannung nicht aus der Welt schaffen lassen. Und es ist vielleicht für beide Teile heilsam, daß sie besteht. Daß die Kirche ein Recht hat, bei der Verwendung von Geldern, die sie geben soll, sich Kontrolle und letzte Bestimmung vorzubehalten, wird füglich nicht bestritten werden können. Auch ist die Sorge wohl zu verstehen, daß der evangelische Standesverein, der hier in erster Linie in Frage kommt, der Arbeiterverein, durch ein bestimmtes partei- und wirtschaftspolitisches Gepräge, das ihm eignet, die offizielle Kirche, als deren Exponent sein Vertreter erscheint, wenn er mit kirchlichen Mitteln von Gemeinden, Synoden oder anderen kirchlichen Körperschaften zu kirchlich-sozialem Dienst bestellt wird, in den Verdacht einseitiger parteipolitischer Gebundenheit bringt. Es ist keine Frage, daß eine Kirche, die sich der Universalität ihres Dienstes bewußt bleibt, diesen Anschein nicht erwecken darf. Eine andere Frage, die in diesem Zusammenhang gestellt werden kann, ist die, ob die Evangelischen Arbeitervereine in ihrer heutigen Gestalt generaliter die berufensten sind, kirchenfremde Arbeiterschaft der Kirche zurückzugewinnen. Es ist doch nicht zu bestreiten, daß ihre Wirksamkeit entsprechend ihrer religiösen und soziologischen Eigenart im Großen und Ganzen sich auf solche Kreise der Arbeitnehmerschaft beschränkt, die noch mit der Kirche mehr oder weniger fest verbunden sind, nicht aber die im eigentlichen Sinne des Wortes kirchenfremde Arbeiterschaft in nennenswertem Maße beeinflußt. Deshalb sollte die Kirche auch andersartigen Versuchen, wie sie namentlich von religiös-sozialer Seite unternommen werden, ihre Aufmerksamkeit schenken, wie es hie und da bereits geschieht, und auch sie gegebenenfalls mit ihren Mitteln unterstützen.

Endlich sei in diesem Zusammenhang noch auf die Behandlung der Schul- und Erziehungsfragen auf der Generalsynode kurz hingewiesen. Die Beratungen der Synode hatten hier diesmal keine „aktuelle" Bedeutung, da weder kirchlicherseits solch weittragende Bestimmungen vorlagen, wie sie etwa jene Richtlinien des Kirchensenates betr. Einsichtnahme in den Religionsunterricht der Schule vom Jahre 1927 für die letzte Generalsynode bedeuteten, noch vom Staate her die Schaffung eines Reichsschulgesetzes als nahe bevorstehend zu erwarten war. So hatte die Synode zu einer besonderen schulpolitischen Aktion keinen unmittelbaren Anlaß, und die Beratungen über Schulfragen hatten entgegen dem äußerst dramatischen Verlauf der entsprechenden Verhandlungen auf der letzten Synode diesmal mehr den Charakter akademischer Erörterungen. Im Grundsatz stimmen natürlich die schulpolitischen Entschließungen dieser Synode genau mit denen der vorigen überein. Man fordert den baldigen Erlaß eines Reichsschulgesetzes. Man fordert auf, gegen die ungesetzliche Einrichtung von Sammelklassen, d. h. weltlicher Schulen, anzugehen. Man setzt sich ein für die Erhaltung evangelischer Privatschulen usw. Bemerkenswert ist, daß im Plenum die Linke geschlossen gegen die Forderung der unverzüglichen Verabschiedung eines Reichsschulgesetzes gestimmt hat mit der Begründung,

*) Es sollte doch nicht übersehen bleiben, daß schon längst „verhandelt" wurde. Allen „offiziellen" Verhandlungen pflegen solche Vorverhandlungen voranzugehen. Sie zogen sich beim katholischen Konkordat recht lange hin.

**) Vgl. Nr. 4 d. J.: Missio canonica für die evangelischen Fakultäten? D H

daß deren Erfüllung im Augenblick für die Kirche denkbar ungünstig ausfallen werde. Auch gegen die anderen Forderungen, abgesehen von dem Wunsch der Erhaltung des humanistischen Gymnasiums, hatte ein Teil der Linken grundsätzliche und praktische Bedenken.

Köln Hans Vordemfelde

(Schluß folgt)

Der schöpferische Richter

Im Brennpunkt der neuesten Justizreformpläne steht der Vorschlag, über den Rahmen der amtsgerichtlichen Zuständigkeit hinaus — bis zu 6000 Mark Streitwert — die Prozesse erster Instanz an Stelle eines Kollegiums durch Einzelrichter entscheiden zu lassen. Das ist keine „innere Angelegenheit der Justiz", sondern ragt in die Region der allgemeinen Kulturprobleme hinein. Der Plan findet weithin lebhaften Widerspruch. Die Gründe der Gegner eines solchen „Modernismus" gipfeln im Hinweis auf die Wichtigkeit gegenseitiger Aussprache im Kollegium und in der Befürchtung, die künftigen Einzelrichter würden übermäßig belastet werden.

Den befruchtenden Wert der Diskussion in Ehren! Indeß: entscheidet denn wirklich das Rechenexempel? Man stelle sich einmal vor, wenn in verwickelten Fällen eine ganze Kette von Rechtsschlüssen gezogen werden muß, um zu einer „logischen" Entscheidung zu gelangen: erster Majoritätsschritt nach der einen, zweiter Schritt der neuen Majorität nach der anderen Seite — „einmal hin, einmal her" — man verzeihe das an die ersten Tanzübungen im Flügelkleide erinnernde Bild —, und so fort bis zu einem Ergebnis, das oft genug Keinem recht ist! Nein, entscheidend ist nicht die Summe logischer Schlüsse, sondern im Grunde die Weltanschauung des Einzelnen. Man denke an die Handels-, die Kaufmanns- und Gewerbegerichte: obwohl es Kollegialgerichte sind, liegt auch hier das „Juristische" in einer Hand.

Und die Belastung? Man braucht nur die Schwerfälligkeit der Zivilkammer, die Unzulänglichkeit ihrer Aktivierung, das Fehlen des Fluidums des Prozesses als Gesamterlebnis mit der inneren Beweglichkeit des Amtsrichters zu vergleichen. Mit frischem Blick, mit lebendigem Bemühen geht ein ebenso entschlußfroher wie entschlußfreier, senkrechter Mensch als allein verantwortlicher Prozeßrichter gleich fest an die Sache heran und durchdenkt sie nach allen Richtungen; in geschlossener Architektonik steht sein Plan fest, und in künstlerisch freier Formung handelt er darnach. Alsbald wird er vor allem im Beweisbeschluß dem Aufbau des Prozesses von innen her die Richtung weisen — die entscheidungsvolle, zielstrebige Richtung seines Geistes. Keine Zersplitterung der Eindrücke hemmt ihn; ohne hastiges, geschäftiges Tun, aber in um so leidenschaftlicherer Durchdringung der Probleme wird er zum Abschluß des in ihm selbst längst fertigen Rechtsstreits streben, weil Neues, ihn schon wieder mehr Fesselndes und innerlich Inanspruchnehmendes drängt. Die Belebung durch die Seele des Entscheidenden, der Ausdruck seiner wachen Verantwortung übt mitreißende Wirkung auf die Parteien. Liegen also die Quellen schöpferischer Kraft auch hier im Seelischen, so sollte also in erster Instanz nur Einer Herr des Prozesses sein. „Überragende Entscheidungen erklären sich nicht aus methodischem Denken, vielmehr aus dem Hervorbrechen eines starken Rechtsgefühls ...: ein Einzelrichter von starkem Temperament und mutiger Entschlossenheit hat sie in der Prägung seines Geistes rechtsschöpferisch gebildet, unter der gleichen seelischen Spannung, die auch das künstlerische Erzeugen gesetzmäßig begleitet. Dieses Erregungszustandes ist ein Kollegium nicht fähig" (Rechtsanwalt Alfred Rosenthal).

Als Stein die Selbstverwaltung der Städte schuf, schüttelten die alten Exzellenzen die Köpfe über die „revolutionäre Maßregel", und doch hat sie funktioniert. Handelt sich's wirklich bei dem neuen Plan um eine grundstürzende Neuerung, eine Umwertung der Werte, eine Schicksalsfrage unserer Rechtspflege? So gesehen erscheint der neue Plan geradezu als das Gegenteil einer mechanistischen Rationalisierungsmaßnahme: als eine freilich nur unter dem überwältigenden Erleben unserer Tage mögliche Folgerung aus der geschichtlichen Entwicklung, als entscheidender Schritt zum umfassenden „Justizabbau", zur Gesundung unserer Rechtspflege, zur Hebung der so schwer auf unserem Volke lastenden Vertrauenskrise durch Besetzung gerade der erstinstanzlichen Richterstellen mit nicht nur fachlich wissenden und könnenden, sondern schöpferischen Richterpersönlichkeiten.

Emmerich Karl Ludwig Schimmelbusch

Parität bei Besetzung von Beamtenstellen

Aus dem interkonfessionellen Ausschuß*)

1

Das Wort Parität wird in sehr verschiedenem Sinne gebraucht. Der allerweiteste Sprachgebrauch ist wohl der, daß man bei „Paritätsfragen" auch daran denkt, ob die beiden großen bei uns vorhandenen Konfessionen einander als gleichberechtigt behandeln, also an die Fälle, wo evangelisch Getaufte durch katholische Priester wiedergetauft werden und an die Stellung der katholischen Kirche zur evangelischen Trauung besonders in Mischehen. Von Fragen dieser Art können und sollen wir in unserem Ausschuß einmal sprechen; aber ich rede heute davon nicht.

Von Parität wird sodann herkömmlich sowohl im Blick auf die Gesetzgebung gesprochen als auch im Blick auf die Verwaltung, besonders die Ämterbesetzung durch den Staat und die Selbstverwaltungskörper. Unter paritätischem System der Kulturpolitik deutscher Staaten pflegt man zu verstehen, daß der Staat zwei Kirchen, die katholische und die evangelische, entweder als gleichberechtigt behandelt oder doch, soweit er sie verschieden behandelt, dabei billig verfährt, seine Gesetze und Verwaltungsmaßnahmen den Verschiedenheiten des Wesens dieser Kirchen anpaßt. In alten Zeiten hatte er hier und da auch nicht nur mit zwei Kirchen zu tun, sondern mit dreien; der König von Preußen hatte katholische, lutherische und reformierte Untertanen.

Man kann ernstlich fragen, ob wir nicht heute wieder solche Dreiheit haben. Der Unterschied von Lutheranern und Reformierten ist allerdings zurückgetreten, im größten Teile Deutschlands durch die Union als unerheblich erklärt worden. Aber dafür haben wir neben Katholiken und Protestanten deutlich als eine dritte Gruppe unseres Volkes die sozialistisch-kommunistische, deren Führer meist keiner Kirche angehören, jede der beiden christlichen Konfessionen ablehnen. Diese Gruppe ist zwar keine Kirche, sondern eine politische Gemeinschaft, aber sie trägt oft genug zugleich, wenn auch nicht überall in gleichem Maße, die Färbung einer Weltanschauungsgemeinschaft.

Gesetzlich-paritätische Behandlung der katholischen Kirche und der evangelischen Kirchen ist in neuerer Zeit allgemein auch in denjenigen deutschen Ländern eingetreten, wo sie früher fehlte. Der Toleranzantrag des Zentrums (1900) hätte auch Paritätsantrag heißen können. Zum guten Teil ist, was er wollte, durch neuere Gesetze

*) Der Ausschuß von Katholiken und Protestanten zur Besprechung konfessioneller Streitfragen, dessen Gründung hier 1929 (Nr. 7 und 10) mitgeteilt wurde, hat in einer Reihe von Sitzungen die gegenwärtige religiös-sittliche Lage unseres Volkes, das Problem der Ehescheidung und verwandte Fragen behandelt. Von Anfang an hat man innerhalb wie außerhalb des Ausschusses es für notwendig gehalten, daß er auch Paritätsstreitigkeiten erörtere. Der obige Vortrag, der die Besprechung dieses Themas einleitete und die Grundlage zu einer noch eben fortgesetzten Aussprache gab, mag als Zeichen für den Geist gelten, in dem der Ausschuß arbeitet.

verwirklicht worden. Von Parität in diesem Sinne, d. h. davon, daß Reich und Länder in ihren heutigen Gesetzen die christlichen Konfessionen als gleichberechtigt behandeln, spreche ich jetzt gleichfalls nicht, auch nicht davon, ob die Länder in ihren Haushaltplänen, mit ihren Zuschüssen die Kirchen wirklich paritätisch behandeln; es wird z. B. von bayrischen Protestanten beklagt, das dortige Konkordat habe der katholischen Kirche in unbilligem Maße höhere Stoatszuschüsse verschafft, als sie die evangelischen Kirchen haben. Sondern wenn ich heute von Parität rede, soll es sich wesentlich um die bei der Amterbesetzung handeln; es scheidet also auch die Tatsache aus, daß bisweilen in freien Berufen eine Konfession viel stärker vertreten ist, als man nach ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung erwarten sollte; es gibt oder gab z. B. unter den Arzten und Technikern in einer bestimmten Gegend überraschend viele Protestanten.

2

Gerade in unserem Kreise darf und soll zunächst gesagt werden: wir wollen die Bedeutung der Parität nicht überschätzen, nicht übertreiben. In vielen Fällen sollte nach Parität überhaupt nicht gefragt werden, weil es das Beste ist, wenn hier nach Konfession überhaupt nicht gefragt wird. Ein bestimmtes Maß von Pflichttreue, von anständiger Gesinnung muß der Staat, muß auch jede Gemeinde von ihren Beamten, Angestellten und Arbeitern fordern. Aber über diese — man möchte sagen: allgemein menschliche — Voraussetzung hinaus sollte bei vielen Beamtengattungen die Gesinnung ungefragt bleiben. Was geht den Staat die politische Meinung und die religiöse Überzeugung seiner Zollsekretäre und Telegraphenassistenten an?

Man kann wohl sagen, daß er auch bei ihrer Anstellung konfessionelle Empfindlichkeiten schonen soll. Wenn er in eine rein katholische Gegend einen oder zwei evangelische Eisenbahnbeamte versetzt, oder umgekehrt in eine rein evangelische Gegend einen oder zwei katholische Beamte, so werden diese sich dort sehr fremd fühlen; sie werden auch vielleicht wirklich unfreundlich aufgenommen; und so wird er im eigenen Interesse seiner Beamten hier Rücksicht nehmen. Aber erstens gibt es Fälle, wo er mit Absicht andersgläubige Beamte anstellt. In manche streng katholische Gegend setzte er wenigstens früher nur evangelische Zollbeamte und in evangelische Gegenden katholische, damit diese Beamten, der einheimischen Bevölkerung fremd gegenüberstehend, besser vor der Versuchung geschützt seien, in ihrem Amt den Leuten zu Liebe nachsichtig zu werden, sich mit ortseingesessenen Schmugglern anzufreunden und so allmählich mit ihnen unter einer Decke zu stecken. Zweitens nimmt die Konfessionsmischung bei uns nun einmal zu, durch die Industrie viel stärker als durch die Beamtenschaft. Wir mögen dazu stehen, wie wir wollen, mögen das begrüßen oder bedauern, es wird auf die Empfindlichkeit der stillen, vom Verkehr bisher noch wenig berührten konfessionell geschlossenen ländlichen Gebiete mit der Zeit nur immer weniger Rücksicht genommen werden können.

Ich beklage das auch nicht. Wir erkennen es heute als einen verhängnisvollen Fehler des alten Staates und der Parteien, die in ihm herrschten, daß er etwa seinen Telegraphenassistenten nicht erlaubte, Sozialdemokraten zu sein, oder daß in Schlesien ein adliger Gutsherr dem Kreisschulinspektor zornig erklärte: „Der Lehrer im Nachbardorf ist freisinnig; der Lehrer hat überhaupt nicht freisinnig zu sein.“ Oder, um ein besonders belächeltes, aber besonders verdrießliches Beispiel zu erwähnen: der Privatdozent der Physik in Berlin, Leo Arons, sollte nicht Sozialdemokrat sein, und es wurde das schwere Geschütz eines eigens zu diesem Zweck gemachten Gesetzes aufgefahren, um den gefährlichen Mann aus seiner akademischen Lehrtätigkeit zu entfernen. Wie damals nach der politischen Gesinnung besser nicht gefragt worden wäre, so soll auch nach der Konfession in vielen Beamtenklassen überhaupt nicht gefragt werden. Man mag ja Statistiken aufmachen, und wenn sie ergeben, daß hier ein auffälliges Mißverhältnis herrscht, so mag man nach den Gründen forschen. Aber es ist gesund, wenn in vielen Fällen die Vorgesetzten gar nicht wissen, welchem Bekenntnis der und jener ihrer Beamten angehört. Es wird erzählt, daß ein deutscher katholischer Bischof der Gegenwart gelegentlich eines Besuchs in einer ganz überwiegend evangelischen Universitätsstadt bei der Bibliothek vorfuhr und dem Direktor sagte, er möchte den katholischen Bibliothekar sprechen. Der Direktor soll ihm mit Bedauern erklärt haben, er wisse die Konfession der meisten seiner Bibliothekare gar nicht. Ich habe nicht den Eindruck, daß die Lage des Bischofs dem Direktor gegenüber hier sonderlich günstig gewesen sei. Oder stehe es in diesem Falle, wie es mag, wir alle sind gewiß darin einig: in sehr vielen Beamtenklassen sollte im allgemeinen, normaler Weise (besonders gelagerte Fälle vorbehalten), weder nach der Parteizugehörigkeit noch nach der Konfession gefragt werden, sondern lediglich nach der Eignung. Uns allen, die wir hier beisammen sind, ist ein anständiger und tüchtiger Angehöriger einer anderen Partei oder Konfession lieber, als ein charakterloser oder untüchtiger Parteifreund oder Konfessionsgenosse. Wenn wir Amter zu vergeben haben, ist es unsere Pflicht, mehr auf Tüchtigkeit und Charakter zu sehen, als darauf, wer von den Bewerbern mit seinen Meinungen näher bei uns wohnt. Und soweit parlamentarisches System und Republik es leicht dahin kommen lassen, daß die jeweilen herrschenden Parteien die Beamtenstellen wesentlich unter ihre Anhänger aufteilen, also tüchtige Leute, die zu einer anderen Partei gehören, wenig Aussicht auf Beförderung haben und untüchtige einfach um ihrer Parteizugehörigkeit willen befördert werden, wird Kampf gegen diesen Schaden zur Pflicht aller anständigen Leute. Man soll jedoch nicht sagen, dieser Schaden sei die notwendige Folge des republikanischen Systems. Nein, dieser Schaden war, wie erwähnt, auch unter der Monarchie verbreitet genug, er wirkt sich unter einer faschistischen Diktatur wohl noch krasser aus, und einschränken läßt er sich durchaus auch in Republiken, wenn nämlich der Sinn für den Staat und der schlichte Wille zur Gerechtigkeit stärker sind als der Gruppenegoismus und der Parteifanatismus.

3

Es gibt aber Staats- und Gemeindeämter, bei deren Besetzung die Konfessionszugehörigkeit doch nicht ganz außer Acht gelassen werden kann. Nicht als könnte sie allein maßgebend sein; aber neben der sachlichen Eignung muß sie hier in Betracht kommen. Es handelt sich da nicht nur um Stellungen an Schulen und in der staatlichen Unterrichtsverwaltung, sondern ebenso um eine Reihe von leitenden Posten anderwärts, weil für unser öffentliches Leben nun einmal der Konfessionsunterschied seine große Bedeutung hat. Und gerade weil ich überzeugter Protestant bin, empfinde ich es als Pflicht, zu sagen: In Preußen ist lange Zeit hindurch der Anteil der Katholiken an der höheren Beamtenschaft auffallend niedrig gewesen. Es mag dazu beigetragen haben, daß viele Katholiken des Westens die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hindurch wenig Neigung hatten, in den Dienst des Preußischen Staates zu treten, und daß in der Zeit des Kulturkampfes wiederum viele Katholiken gar nicht Beamte werden wollten oder, wenn sie es waren, ihren Dienst aufgaben wie Mallinckrodt. Doch scheint mir das zur Erklärung jener Tatsache noch nicht auszureichen, sondern auch ich glaube, daß starke Traditionen der führenden protestantischen Schicht Altpreußens manchen katholischen Bewerber unbillig zurückgehalten haben.

Nun wird bekanntlich erwidert, wie es in Preußen lange Zeit keine katholischen Minister gegeben habe, so in Bayern lange keine evangelischen. Aber solche Rückblicke fördern uns heute überhaupt wenig; ich möchte mich an die Gegenwart halten und erhoffe in unserem Kreise allgemeine Zustimmung, wenn ich sage: Ist man früher da irgendwo ungerecht gewesen, so soll man das abstellen, aber man soll nun auch nicht in der entgegengesetzten Richtung ungerecht werden. Das wäre kein wirklicher Ausgleich, sondern würde nur neue Verärgerung schaffen.

4

Wir werden uns weiter leicht über eine Reihe von Grundsätzen verständigen, die, soweit man Statistiken über Parität und Imparität aufstellt, sich als billig aufdrängen, jedoch nicht immer beachtet worden sind.

Ich nenne zwei. Erstens: bei Konfessionsstatistik der Beamten ist nicht nur zu fragen, in welchem Verhältnis die Zahl der katholischen und der evangelischen Beamten zu derjenigen der Katholiken und Protestanten in unserem Volke überhaupt steht, sondern auch danach, in welchem Verhältnis sie zu der Zahl der katholischen und der evangelischen Anwärter auf die betreffenden Beamtenstellungen steht. Es gab früher zeitweise und gegendenweise erheblich weniger katholische Anwärter auf bestimmte Arten von Stellen als heute. Wenn eine Provinz 60 % katholische, 40 % evangelische Bewohner hat, aber unter den Regierungsassessoren wären hier 40 % Katholiken, 60% Protestanten, so müßten unter den höheren Verwaltungsbeamten der Provinz schließlich, obwohl der katholische Volksteil stärker ist, die Protestanten überwiegen (falls nicht, wie es jedoch tatsächlich der Fall zu sein pflegt, ein Austausch mit anderen Provinzen stattfindet, und falls dort eine größere Zahl von katholischen Assessoren vorhanden ist). Natürlich können Katholiken die Frage aufwerfen, ob etwa bei der Annahme von Regierungsassessoren hier Imparität zu Ungunsten des katholischen Teils geübt worden sei, und wenn das geschehen ist, mag dem entgegengewirkt werden; aber zunächst muß einmal jene Zusammensetzung des Anwärterkreises ihre Folgen haben. Oder wenn es in derselben Provinz unter den Schulamtskandidaten mit Lehrbefähigung für Naturwissenschaften 40 % Katholiken, 60 % Protestanten gibt, so wird es natürlich eine Zeit lang mehr evangelische als katholische Studienräte für diese Fächer geben. Wiederum mag man von katholischer Seite in diesem Falle fragen, ob vielleicht die katholischen Landesteile zu wenig (oder zu ungünstig gelegene) höhere Schulen haben, ob die Säkularisationen von Anfang des 19. Jahrhunderts her ungünstig nachwirken oder dergleichen, und dann soll man etwaige Mißstände abzustellen suchen; aber zunächst einmal muß man diese Dinge nehmen, wie sie sind.

Nun hat man auf evangelischer Seite den Eindruck, es sei nicht Zufall, wenn die Zahl der Katholiken, die für Deutsch und Geschichte, für sogenannte Gesinnungsfächer, die Lehrbefähigung erworben haben, eine Zeit lang erstaunlich rasch wuchs. Das an sich begreifliche Bestreben, ein früher auf katholischer Seite hier vorhandenes „Bildungsdefizit" auszugleichen, die Arbeit des Albertus-Magnus-Vereins und verwandte Bestrebungen haben sehr stark gewirkt, haben eine schließlich katholischen Kreisen selbst unerwünscht starke Wirkung gehabt, so daß manche katholische Lehramtsanwärter mit Fakultas für diese Fächer unverhältnismäßig lange auf Anstellung warten mußten. In neuester Zeit ist aber z. B. im Rheinland die Zahl der Katholiken unter den Studienräten und Studienassessoren merklich gestiegen*).

*) Vgl. die jährlich erscheinenden Übersichten von Goerbig (Professor in Neuwied): Die Parität an den öffentlichen höheren Schulen der Rheinprovinz (zuletzt 1929, Verlag „Glaube und Heimat" in Birkenfeld).

Ein zweiter Grundsatz für die konfessionelle Statistik, der als billig anerkannt werden muß, bezieht sich gerade auf die letzterwähnten Dinge: die Zahl der katholischen und evangelischen Lehrer an den Schulen (besonders auch den höheren Schulen) eines Landes oder Bezirkes ist wiederum nicht einfach nur nach dem katholischen und evangelischen Anteil an der gesamten Bevölkerung dieses Gebiets zu bemessen, aber auch nicht nur nach dem Anteil der Katholiken und der Evangelischen an den Anwärtern auf Lehrerstellen, sondern auch nach dem Anteil der Katholiken und der Protestanten an den Schülerschaften, denen diese Lehrer dienen sollen. Es täte nicht gut, wenn eine Schule mit ganz überwiegend katholischer Schülerschaft eine unverhältnismäßig große Zahl von evangelischen Lehrern erhielte; es tut aber auch nicht gut, wenn eine Schule mit überwiegend evangelischer Schülerschaft unverhältnismäßig viele katholische Lehrkräfte erhält.

5

Es ergeben sich natürlich Streitfälle, wo Katholiken und Evangelische gegeneinander stehen. Ich bitte unsere katholischen Freunde, sagen zu dürfen, daß bei gewissen Konflikten, die in unserem Zusammenhang wichtig sind, der Katholik leicht eine andere Einstellung hat als der Protestant. Gewiß steht es zuweilen so, daß die Bewerber um ein bestimmtes Amt, die unserer eigenen Konfession angehören, uns so ungeeignet scheinen und ein Bewerber von der andern Konfession so geeignet, daß wir alle das Amt diesem geben werden, wenn wir es zu besetzen haben. Und es mag andrerseits Fälle geben, wo ein Bewerber von unserer Konfession so zweifellos geeignet ist, der von der andern Konfession aber so offenbar ungeeignet, daß wir jenem das Amt geben müssen, es ihm geben, ohne dabei irgend von unserer eigenen Konfessionszugehörigkeit beeinflußt zu sein.

Aber zwischen diesen beiden extremen Situationen gibt es eine breite Zone von solchen, wo Bewerber unserer und der fremden Konfession ernstlich in Betracht kommen und wo wir bewußt oder unbewußt einen Bewerber unserer Konfession wegen seiner Konfession bevorzugen können. Und in der breiten Zone dieser Fälle wird es nach unserer Meinung sich geltend machen, daß für den Katholiken seine Kirche und die Zugehörigkeit zu ihr ungleich mehr bedeutet, als uns Evangelischen unsere Kirchen und die Zugehörigkeit zu ihnen. Betätigung katholischen Christentums setzt sich für den Katholiken normaler Weise irgendwie um in Förderung seiner Kirche, und wiederum empfindet der Katholik jede erlaubte Förderung der katholischen Kirche und der ihr Angehörigen leicht (oft wohl halb unbewußt) als Betätigung katholischen Christentums. Die von uns Protestanten durchaus zu verstehende und zu achtende Tatsache, daß der Katholizismus kirchliche Religion, Kirchenreligion ist, setzt sich leicht um in solche Erscheinungen des Konfessionalismus, die uns bedenklich sind, auch in solche Bevorzugung von Katholiken durch Katholiken bei der Besetzung von Ämtern, daß wir Widerspruch erheben müssen.

Und wenn mit der konfessionellen Zusammengehörigkeit sich die politische verbindet, wenn der Konfessionsgenosse zugleich Parteigenosse ist, so wird die Neigung eines Zentrumskatholiken, einem anderen Zentrumskatholiken vorwärts zu helfen, begreiflicher Weise oft um so stärker sein.

6

Von den konkreten Streitfällen wird später die Rede sein. Darum jetzt nur noch drei allgemeine Bemerkungen.

Erstens: das öffentliche Leben wird bei uns weithin beherrscht durch eine Verbindung katholischer und sozialistischer Kreise. Die Demokraten, die in Preußen wie im Reiche mit zur Regierungskoalition gehören, spielen dabei doch (ich darf das gerade auch deshalb sagen, weil ich selbst in dieser Partei bin) nur eine sehr bescheidene Rolle.

Unsere sozialdemokratischen Volksgenossen, die Jahrzehnte hindurch überhaupt keine Beamten stellten und nun das starke Verlangen haben, das auszugleichen, werden, wenn irgendwo (ich drücke es grob aus) nur schwarze und rote Beamte angestellt werden und die protestantische Bildungsschicht dabei ausfällt, sich ihrerseits darüber nicht beschweren, so wenig wie die Christen, die Jahrhunderte hindurch verfolgt worden waren, sich beschwert haben, als sie einst von Konstantin an plötzlich in auffälliger Weise begünstigt wurden. Aber kommt es auf dem Gebiet der Amterbesetzung zu wirklichen Ungerechtigkeiten, so rächen die sich irgendwann. Entweder so, wie im alten Österreich die Bevorzugung mancher untüchtiger Adliger schließlich den Staat geschwächt hat. Oder so, daß die Gegensätze zwischen den Parteien und den Konfessionen dadurch übel verschärft werden. Solcher Erfolg würde aber der ganzen Absicht der Arbeit unseres Ausschusses, dem Zweck unseres Daseins widersprechen. Wir kommen zusammen, um den inneren Frieden unseres Volkes zu fördern.

Zweitens: Wenn Parteien und sonstige starke Gruppen Einfluß auf die Besetzung der Ämter des Staats und der Gemeinden gewinnen, kann es geschehen, daß diejenigen, die nun einmal (von außen her gesehen: zufällig; von ihrer Art und ihrem Lebensgang her gesehen jedoch: ganz notwendig) eine Zwischenstellung zwischen den Parteien oder Konfessionen einnehmen, überhaupt kaum noch Aussicht haben, in einer Beamtenlaufbahn vorwärts zu kommen. Das sind aber oft gerade geistig selbständige, in irgendeinem Sinn besonders wertvolle Menschen. Schon vor langer Zeit hat Marbe, der Würzburger Psycholog, geschildert, wie schwer die es haben, vorwärts zu kommen, die katholisch sind, sich aber aus inneren Gründen nicht als Mitglied der katholischen Kirche betätigen. Von strengen Katholiken werden sie als bloße Taufscheinkatholiken verfemt, vielen Protestanten aber sind sie, weil sie nun eben katholisch heißen, einer doch irgendwie rückschrittlichen Gesinnung verdächtig. In ähnlicher Weise gilt heute, daß mancher getaufte Jude gerade als solcher Schwierigkeiten hat: den strengen Juden gilt er als Abtrünniger; für alle aber, die auch nur eine Spur antisemitischen Empfindens haben — und das sind Viele! —, bleibt er doch der Jude.

Endlich drittens. Wenn überhaupt Begünstigung minder geeigneter Bewerber um Ämter stattfindet, weil diese Bewerber zu einer bestimmten Partei oder Konfession gehören, und damit ein Druck auf die Gesinnungen ausgeübt wird, so hat den tiefsten Schaden davon immer die Gruppe, in deren vermeintlichem Interesse der Druck ausgeübt wird. Denn zu dieser Gruppe halten sich dann immer auch solche, die im Grunde gar keine Überzeugung haben, sondern den Mantel nach dem Winde hängen. Das ist gleichfalls eine Vergiftung des öffentlichen Lebens. Was wir dagegen tun können, das lassen Sie uns tun! Hier liegt ein sittliches Interesse vor, in dem wir alle einig sind.

Kiel Hermann Mulert

Kurswechsel in Sowjetrußland?

In letzter Zeit konnte man in Sowjetblättern öffentlichen Erklärungen folgender Art begegnen: „Ich, so und so, erkläre hiermit öffentlich, daß ich mich von meinen Eltern lossage, separat von ihnen wohne und mich selbständig ernähre." Der westeuropäische Leser stutzt hier wohl. Die Lösung des Rätsels besteht aber darin, daß unter dem Regime Stalins der Begriff der Bourgeoisie eine außerordentliche Erweiterung in Theorie und Praxis erfahren hat. Unter diesen Begriff wurden nicht nur etwa ehemalige Angehörige der entsprechenden sozialen Schichten, sondern auch ihre Nachkommen subsumiert; und zwar nicht nur Nachkommen etwa ehemaliger Generäle, Fabrikbesitzer oder Großkaufleute, sondern auch Kinder von Handwerkern, die einen oder einige Gesellen bei sich beschäftigten: denn dadurch erschienen solche Gewerbetreibende ja selbst als Arbeitgeber und folglich „Ausbeuter" (und mochten sie selbst ein Hungerdasein geführt haben). Alle diese Personen wurden des politischen Wahlrechts beraubt; damit aber auch, unter der neuerdings zunehmenden Nahrungsmittelnot, von der Zuerteilung einer Ration, d. h. einfach gesprochen, vom Essen ausgeschlossen. Doch die Sowjetregierung begnügte sich nicht damit; wie der rächende Gott Jahwe, strafte sie bis ins zweite und dritte Glied. Und so wurde den Nachkommen jener Entrechteten der Zugang zum Studium verwehrt, es sei denn, daß sie sich öffentlich von ihren fluchbeladenen Erzeugern lossagten. Daher die eingangs erwähnten öffentlichen Erklärungen solcher Jugendlicher ...

Nun aber beginnen Zeichen und Wunder zu geschehen. Die Sowjetregierung hat in den letzten Tagen alle Ortsbehörden streng, unter Androhung einer unnachsichtigen Untersuchung, angewiesen, die politisch Rechtlosen nicht, wie bisher, wahllos von der Lebensmittelzuteilung auszuschließen, sie auf dem Lande nicht gewaltsam zu enteignen und ihre Kinder zum Unterricht zuzulassen. Kurz vorher (Mitte März d. J.) hat das Landwirtschaftskommissariat jegliche weitere „Kollektivierung", d. h. Zusammenlegung von Bauernwirtschaften zu „Kolchosy" (Kollektivgütern), untersagt. Bald darauf hat auch das ZEK (Zentralexekutivkomitee der Sowjetunion) die Öffnung der Märkte verfügt und gleichzeitig jede weitere Schließung von Kirchen, gewaltsame Abnahme der Glocken usw. streng verboten. Kurz: auf der ganzen Front wird zum Rückzug geblasen. Ja, es tauchte sogar ein (freilich bald sowjetamtlich dementiertes) Gerücht von dem bevorstehenden Abgang Stalins selbst auf. — Was ist nun der Grund dieses Rückzugs, und bedeutet er etwa einen vollständigen Gesinnungsumschwung der Sowjetmachthaber, einen politischen und wirtschaftlichen Kurswechsel?

Es ist unmöglich, auf diese Frage mit einer einfachen Formel zu antworten. Schon bei den Gründen der neuen Schwenkung wirken nicht nur inner-, sondern auch außenpolitische Momente mit. Es mag wohl richtig sein, daß das Endziel des Fünfjahrplanes Stalins die wirtschaftliche Autarkie der Sowjetunion ist: — auf dem Wege zu diesem Ziele bleibt der Sowjetstaat, als Exporteur wie als Importeur, vom Auslande abhängig. Mag es ferner wohl zutreffen, daß die Sowjetmachthaber das Gespenst der „Einkreisung" Rußlands aus durchsichtigen inneren Gründen immer wieder an die Wand malen: zuletzt wird es zu ihrer eigenen Suggestion. Was sich aber in Westeuropa in jüngster Zeit abspielte, sah einer solchen „Einkreisung" wenigstens äußerlich ähnlich: die überaus energische Protestaktion des Papstes und der englischen Geistlichkeit gegen die Religionsverfolgungen in Sowjetrußland; die Empörung der Öffentlichkeit in Frankreich im Zusammenhang mit dem Kutjepow-Skandal, die auch in die Kammer eingedrungen ist; die offensichtlich zunehmende Enttäuschung in Deutschland über das reale Ergebnis der Wirtschaftsbeziehungen zur Sowjetunion, die Interpellation Krestinskis durch Curtius über den Zusammenhang der Sowjetregierung mit den Komintern; die selbst bis in die Kreise der deutschen Großbanken (Vortrag Dr. Georg Solmssens über den Bolschewismus als Produkt „slawischer Indolenz und Kulturlosigkeit") gehende Verstimmung gegen Rußland, — dies alles und vieles Andere sind unverkennbare Zeichen einer „Kulturein kreisung" Sowjetrußlands durch Europa, die, zumal im Zusammenhange mit dem fortschreitenden Zerfall des Kommunismus in Deutschland und mit dem völligen Versagen der zum 6. März geplanten „Arbeitslosenaktion" unmöglich im Kreml übersehen werden konnten. Was aber dort als Einkreisung erschien und von der Presse verschrien wurde, ist in Wahrheit eine zuneh-

mende Selbstbesinnung Europas auf sein eigenes Wesen. Ganz unzweifelhaft hat sich der Einfluß des Auslandes in der Einstellung des antikirchlichen Feldzugs in Rußland geäußert, die ja weder durch innerpolitische noch besonders durch wirtschaftliche Motive diktiert ist.

Durch innerrussische ökonomische Gründe ist aber wohl das Bremsen der Kollektivierung bedingt. Diese Gründe enthüllte kurz vorher der sensationelle Artikel Stalins „Schwindelerregende Erfolge", in dem der große Diktator die kleinen Diktatoren Sowjetrußlands darüber belehrte, daß man 1. die Kolchosen nicht mit Gewalt gründen dürfe, da sie sich ja auf die aktive Mitarbeit der Bauern stützen müssen; 2. daß Kolchosen nicht in den getreidekonsumierenden, sondern in den getreideerzeugenden Gebieten gegründet werden dürfen. Der Titel „Schwindelerregende Erfolge" rechtfertigt sich vollauf durch das bisherige rasende Tempo der Kollektivierung: am 1. März wurden 14,3 Millionen zusammengelegte Bauernwirtschaften, d. h. mehr als die Hälfte aller Bauernbetriebe der Sowjetunion, gezählt. Damit ist das vom „Fünfjahrplan" vorgesehene Tempo bereits überholt. In einzelnen Gebieten ist aber der Prozentsatz noch höher: z. B. in der Ukraine beträgt er 62,8 v. H.! Angesichts dieser Zahlen begreift man die Worte Stalins von jenen, die „sich am Erfolge berauschen und in diesem Zustand sich nicht darum kümmern, wie das Erreichte auch für die Zukunft gesichert werden soll".

Was aber von Stalin verschwiegen wird, ist die bereits eingetretene Zerstörung der russischen Landwirtschaft. Nur einige Beispiele: in verschiedenen Distrikten des Dongebietes ist die Zahl der Pferde auf 64 % zurückgegangen, im Distrikte von Barnaul (Sibirien) hat sich der Gesamtbestand an Arbeitsvieh um 50% verringert, und in ganz Sibirien ist die Butterproduktion allein von Oktober bis Dezember 1929 auf 60% der üblichen Produktion zusammengeschrumpft. Diese mannigfaltigen Schäden sind nicht zufällig: sie sind vielmehr das Resultat einer erbitterten Sabotage der Kollektivierung durch jene Bauern, deren Existenz untergraben wird. Es ist ein erbitterter, in echt russischer Form des passiven Widerstandes verlaufender Kampf der Bauernschaft gegen die Kollektivierung: Abschlachtung der Pferde, Schweine, Kühe usw., nur, damit sie ja nicht in die Hände des Feindes fallen. Am 16. Januar des Jahres wurde von der Sowjetregierung sogar eigens ein Verbot dieser Massenschlachtung erlassen, dessen Durchführung aber leicht umgangen wird oder in Kämpfe mit der Bauernschaft ausartet. Schließlich aber hat dieser ganze passive Widerstand, wie einst Napoleon, heute auch Stalin bezwungen. Daher der Entschluß, die Kollektivierung zu stoppen, die Märkte zu öffnen, die Kinder der entrechteten Bauern zum Studium zuzulassen und künftighin nicht Kommunen, sondern Genossenschaften zu organisieren, bei denen zwar der Boden und die Maschinen vergesellschaftet werden sollen, dagegen Haus, Hof und Garten, Milch und Federvieh den Bauern verbleiben.

Allein den Westeuropäer interessiert bei alledem die angedeutete Frage: Bedeuten alle diese Veränderungen einen dauernden Kurswechsel der Sowjetregierung oder nur eine taktische Schwenkung?

Wir möchten, solange nicht durch fortdauernde Sowjetpraxis das Gegenteil erwiesen sein wird, davor warnen, in dem veränderten Verhalten der Sowjetregierung eine grundsätzliche Änderung zu erblicken. Stalin hat ja nicht umsonst von Trotzki die Idee der permanenten Revolution übernommen. Diese Idee erlaubt wohl etwaige Abweichungen oder lucida intervalla, die aber niemals eine prinzipielle, grundsätzliche Bedeutung erlangen. Wir wissen aus den kürzlich erschienenen Memoiren Trotzkis z. B., daß er frühzeitig die Notwendigkeit der Abschaffung des Kriegskommunismus und der Einführung des „Elements persönlichen Interessiertseins" erkannte. Aber wie leicht hatte er diese Einsicht fallen lassen, um die Methoden des Kriegskommunismus wieder zu predigen! Was berechtigt, bis zum Beweise des Gegenteils, von Stalin größere Vernunfttreue zu erwarten? Zur Vorsicht mahnt ja schon der Wortlaut des erwähnten Rundschreibens der Sowjetregierung, in dem die Kollektivierung „bis zur Beendigung der Erntekampagne" gestoppt wird.... Der Ausfall der Ernte: das ist der Hauptfaktor, von dem so viel wirtschaftlich und politisch für den Räteverband abhängt. Aber dieser Faktor gehört der Zukunft an.

Berlin Elias Hurwicz

Gebete für Rußland

Ich habe den Gebetssonntag für Rußland in mehreren Kirchen in England mitgemacht und komme zurück mit dem Eindruck, daß man sich drüben deutlicher, als bei uns, klar gemacht hat, was christlicher Protest gegen Soviet War on Religion treffen und erreichen kann. Der Grund dafür ist nicht nur, daß entsprechend dem Charakter der englischen Frömmigkeit am Day of Intercession der Hauptnachdruck auf das Prayer gelegt war und nicht so sehr auf irgendeine Protest-Predigt; dazu kam, daß durch die vorausgehende Erörterung in der Presse und im Parlament Jedermann seine Gedanken sich machen mußte, wieweit er eigentlich „protestieren", bzw. was er im Gebet seinem Gott sagen wollte und könnte.

Nach den aufregenden Protestkundgebungen beider Erzbischöfe bei der Eröffnung der Konvokationen von Canterbury und von York am 12. Februar (Times 13. 2. 30) kam die Frage der Religious Persecution in Rußland am 13. Februar sowohl im House of Commons, wie im House of Lords zur Sprache, und Henderson versprach, durch den englischen Botschafter in Moskau genaue Erhebungen machen zu lassen. Damals schon erklärte eine Gruppe von Labourabgeordneten, daß Rußland unter den Sowjets mehr religiöse Freiheit habe als je unter den Zaren. Auch im Oberhaus warnte schon Lord Parmoor vor dem Begriff „religiöse Verfolgung" und vor der Verknüpfung dieser Sache mit politischer oder wirtschaftlicher Stellungnahme gegen Rußland, die ja bekanntlich in England zwischen den verschiedenen Parteien kontrovers ist. Nun gab es freilich ein Christian Protest Committee, dessen Vorsitz der Erzbischof von Canterbury ablehnte, und das durch sein eifriges Vorstandsmitglied Lord Brentford, den ehemaligen Innenminister Sir Joynson-Hicks charakterisiert ist. „Jicks", wie er in den Witzblättern heißt, ebenso bekannt durch den tadellosen Sitz seiner Anzüge, wie durch seinen engst-evangelischen Protest gegen die Common-Prayer-Book-Revision, noch mehr berüchtigt durch die Razzias seiner Polizeiorgane gegen einsame Liebespaare im Hyde-Park und in den Badeanlagen von Brighton, ist schon so sehr komische Figur geworden, daß er zum Führer einer kirchlichen Bewegung nicht mehr reicht. Die Versammlungen des Protest Movement waren deshalb ein Mißerfolg. Man grenzte sich ab von diesem Diehard-Christentum, das als Ziel des Gebets die göttliche Vernichtung des teuflischen Bolschewismus und des Sowjetsystems aufstellte.

Zwei praktische Gründe wurden in echt englischer Gedankenführung auch für die Mehrheit der konservativen Christen in der Staatskirche eindrücklich gemacht: 1. daß man sich nicht einmischen dürfe in die innere Politik eines fremden Landes, so wenig wie in das Innere eines fremden Hauses; 2. daß man durch einen gewalttätigen Protest den russischen Christen nur schade. Sehr scharf wurde in einer Rede des Bischofs von Gloucester, der als sehr aktiver Mitarbeiter an der Konferenz von Lausanne bekannt ist, unterschieden die verfehlte Aufrichtung einer christlichen und einer antichristlichen Front von dem allein wirksamen freundlichen Appell an das Sowjetregiment, die allgemein menschlichen Grundsätze der Gewissenfreiheit

und der religiösen Toleranz nicht durch irgend welche Organe des Staates oder durch freie Organisationen verletzen zu lassen.

Solchen Charakter hat auch die Resolution des National Council of Free Churches of England in Nottingham (vom 13. 3.) bekommen, zu dem ich als Sprecher (über die Lage des Protestantismus in Deutschland) eingeladen war. Eine vorliegende schärfere Fassung wurde verändert in dem Sinne, daß die Versammlung das Russische Volk ihres guten Willen versichert (entire good will) und ihr Bestreben ausspricht, jegliche politische Einmischung in Rußlands innere Angelegenheiten zu vermeiden. Zugleich verabscheut sie und verwirft die Politik der Verfolgung (policy of persecution adopted by the Soviet Government). Die Versammlung „wünscht vielmehr einen versöhnlichen Appell an die Sowjetregierung zu richten, diese möge in ihren Beziehungen zu organisierten Religionsgesellschaften in Rußland diejenigen Prinzipien von Toleranz und Humanität respektieren, welche allein mit der Würde und Verfassung einer wahren Demokratie übereinstimmen". Es ist bezeichnend, daß ein Antrag, den Zwischensatz über policy of persecution ganz zu streichen, nur mit einer geringen Majorität abgelehnt wurde.

Inzwischen war nämlich dreimal (am 17. 2. und 10. und 12. 3.) im Parlament über das Ergebnis des Gesandtschaftsberichts in Rußland angefragt worden. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, erklärten Henderson und Snowden, daß von einer Religious Persecution in Rußland nicht geredet werden könne, sondern nur von einer Antireligious Pressure. Den von konservativer Seite gemachten Vorschlag, einen gemeinsamen Schritt aller in Moskau akkreditierten Mächte anzuregen, oder durch den britischen Gesandten beim Vatikan gemeinsam mit dem Kardinalstaatssekretariat ein Vorgehen zu beraten, lehnte Henderson ab. Von Labour-Seite wurde erklärt, daß ein solches Vorgehen den besten Traditionen des Landes widerspreche und daß dann ähnliche Aktionen zu Gunsten verfolgter Pazifisten und Sozialisten in anderen Ländern unternommen werden müßten. Am meisten Aufsehen erregte jedoch im ganzen Lande das Verbot an die Militärpersonen des Heeres und der Marine, sich in offiziellen „Kirchenparaden" an den Intercession Services (d. h. an den Gebetsgottesdiensten gegen Rußland) zu beteiligen. Schon um der prinzipiellen Bedeutung willen für das Disestablishment, für die Trennung von Staat und Kirche, zu deren Studium soeben von den Erzbischöfen von Canterbury und York eine Kommission eingesetzt worden ist, mußte dieses Vorgehen der Behörden die größte Aufmerksamkeit auf die Berechtigung oder Nichtberechtigung eines Protestes gegen Rußland richten.

So waren denn auch sowohl die Gebete, als auch die Predigten am Sonntag, den 16. März, sehr wohl überlegt. Die große Litanei für Rußland, die in zwei Formen für den Gottesdienst der Staatskirche zusammengestellt war (Society for Promoting Christian Knowledge, Northumberland Avenue, London WC 7) und jedem Teilnehmer an den Gottesdiensten überreicht wurde, ist so verfaßt, daß das Regierungsverbot als unnötiges Präservativ erscheinen muß. Die Predigten, deren Auszüge Times vom 17. März gibt, waren natürlich individuell verschieden. Aber überall ist aus der Situation heraus mehr oder weniger deutlich bekannt, daß man unterscheiden müsse zwischen dem Bolschewismus als ökonomischer Theorie, die mit ihrem Fünfjahrplan ein Experiment machen möge, und dem Bolschewismus als pseudowissenschaftlicher, materialistischer Weltanschauung (Dr. Norwood in City Temple). Vielfach ist auch gesagt, daß die russische Kirche, ehe das Sowjetsystem über sie kam, „korrupt, ignorant und intolerant" war (der Bischof von Durham Dr. Henson), daß sie aber vielleicht jetzt von Gott bereitet werde, ihre natürliche missionarische Funktion für den fernen Osten zu erfüllen (der Bischof von Ripon). Auf die Seele der Russischen Kirche (Dr. Norwood), aber auch auf die Seele des Russischen Volkes muß das Gebet gerichtet sein, daß seine Machthaber ein solch gewaltiges Beginnen, wie den Fünfjahrplan, nicht ohne Seele, ohne Gott unternehmen. Denn dann müßten sie scheitern, wie die Unternehmer des babylonischen Turmes.

Generalsuperintendent D. Dr. Otto Dibelius schreibt in seinem Artikel „Die Stunde ist da!" (Das Ev. Deutschland Nr. 13): „Die Bemühungen der obersten deutschen Kirchenleitung, einen gemeinsamen Schritt der Stockholmer Weltkirchenkonferenz zu veranlassen, sind nur deshalb verhältnismäßig spät zum Ziele gekommen, weil die Engländer anfangs widerstrebten." Nicht nur aus den oben geschilderten äußeren Tatsachen, sondern auch aus einer verschiedenen psychologischen Haltung ist das Zögern der Engländer gegenüber dem deutschen Drängen zu verstehen. In Berlin kann man offenbar für eine Gesamtfront gegen den Bolschewismus eintreten und auch — beten? Was jedenfalls in Canterbury und London nicht so einfach geht. Gerade der Artikel von Dibelius, mit dessen praktischen Forderungen über die Erziehung der Kirche und aller ihrer Glieder zur missionarischen Gesamtverantwortung ich weithin übereinstimme, zeigt die andersartige Situation. Die Ankündigung eines kommuinstischen Antikirchentags soll „blitzartig die neue Situation erhellen, daß die evangelische Kirche in Deutschland im Zeichen des Kampfes steht"! Haben wir nicht bisher Massenaustrittsbewegungen und andere Zeichen des Kampfes genug gehabt? Und ist es nicht richtiger, statt zum Kampf gegen diese Antikirchenleute zur Mission an ihnen aufzurufen? Dr. Norwood sagte am Sonntag Reminiscere in seiner Predigt im City Temple: „Wenn Paulus heute leben würde, würde er jetzt nach Rußland gehen. Ist unter uns keiner, der den Auftrag Pauli hat?" Vierzehn Tage später hörte ich hier (unter Beziehung auf Dibelius) die Frage: Wollt Ihr Barabbas wählen oder Jesum? In den kampfdröhnenden Tönen aber keine Spur von Ahnung für den letzten Sinn des Gebets für Rußland und alle Antikirchenleute: „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Marburg Heinrich Hermelink

Die Innere Mission im kirchlichen Leben Amerikas

4. Die Innere Mission

Aus den bisherigen Ausführungen geht hervor, einmal, daß die Innere Mission in Amerika ein weit größeres Tätigkeitsgebiet umfaßt, als in Europa und ferner, daß die Innere Mission ein so wesentlicher Teil der kirchlichen Tätigkeit ist, daß sie nicht freien Vereinen überlassen werden konnte.

Eingeschlossen in die Innere Mission ist einmal das ganze Gebiet der Evangelisation. Handelt es sich ja nicht um das, was man in Europa „innerkirchliche Mission" nennt, sondern um die Evangelisation der Massen, die in keinerlei Weise mit irgendeiner Kirche verbunden sind. In einem Lande, wo die Kirchen nicht Zuwachskirchen sind, wo die Kirchenzugehörigkeit nicht wie die Staatszugehörigkeit als etwas Gegebenes gesetzlich geregelt ist, ist diese große außerkirchliche Masse, welche weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung beträgt, das Evangelisationsgebiet aller Kirchen. Die Mitgliedschaft einer jeden Freiwilligkeitskirche setzt sich zusammen einmal aus den Kindern der Glieder, soweit diese in der Kirche ihrer Eltern zu bleiben sich entschließen — was durchaus nicht immer der Fall ist — und ferner aus solchen, welche aus der „Welt", d. h. aus der Masse der Unkirchlichen gewonnen werden. In der früheren Periode verließen sich fast alle Kirchen, ausgenommen die lutherische und die anglikanische, auch für die Gewinnung der heranwachsenden Generation auf Evangelisation. Heute ist ihr zur Seite, zum Teil an ihre Stelle die religiöse Erziehung

getreten. Immerhin steht die Evangelisation auch heute im Mittelpunkt der Inneren Mission.

Weitere Gebiete sind die Mission unter den Einwanderern, den Indianern und den Negern. Bedenken wir die Massenwanderung nach Amerika und ihre Bedeutung für das Volksleben, so erhellt sofort die Wichtigkeit dieser Arbeit, die denn auch von fast allen großen Kirchen betrieben wird, sei es durch die Gründung von besonderen, fremdsprachigen — diesen Ausdruck vom anglo-amerikanischen Gesichtspunkte aus gebraucht — Gemeinden, sei es durch die Sammlung von besonderen Sprachgruppen innerhalb einer gemeinsamen Church of all Nations. In neuerer Zeit wird zumeist dieser letztgenannte Weg eingeschlagen, da sich die Einwanderung zumeist nach den Großstädten richtet und es doch schon aus finanziellen Gründen ungemein schwierig wäre, für jede Sprachengruppe ein eigenes Kirchengebäude zu bauen. Wenn man sich vorstellt, daß es Großstädte gibt, in welchen das Evangelium in mehr als vierzig Sprachen verkündigt wird, und daß oft mehrere Denominationen in derselben Sprache missionieren, so kann man sich die Schwierigkeiten etwas vorstellen. Mit der fortschreitenden Amerikanisierung der Indianer verliert die Indianermission ihre Bedeutung als gesonderte Betätigung. Dagegen nimmt heute die Tätigkeit unter den Negern größere Aufmerksamkeit in Anspruch. Seit dem Kriege geht ein Prozeß der Massenauswanderung der Schwarzen aus den Südstaaten in die mittleren und nördlichen Staaten vor sich. Nicht nur die sogenannten Grenzstädte Cincinnati, Louisville, St. Louis, Kansas City, sondern auch die nördlichen Städte Chicago, St. Paul, Minneapolis, Detroit, Buffalo zählen eine Negerbevölkerung von weit über Hunderttausend. Somit ist die religiöse Versorgung der Neger nicht mehr nur eine Angelegenheit der südlichen und Grenzstaaten, sondern auch der nördlichen, also des ganzen Landes. Dazu kommt, daß die Negerbevölkerung stets im Zunehmen ist, nicht etwa durch Einwanderung aus Afrika, sondern durch den Geburtenüberschuß, und ferner, daß die schwarze und die weiße Rasse getrennt bleiben.

Die Kirchen unter den Einwanderern werden im Verlaufe von höchstens drei oder vier Generationen von den amerikanisch redenden Kirchen aufgesogen. Sie bleiben nicht fremdsprachliche Missionen, sondern sie werden ein integrierender Bestandteil der amerikanischen Kirche. Die Nachkommen der verschiedenen Nationen finden sich in einer Gemeinde zusammen. Ein derartiger Zusammenschluß der weißen und der schwarzen Bevölkerung in einer Gemeinde ist auch in den Nordstaaten ausgeschlossen. Es gibt manche wohlhabende Neger und manche finanziell selbständige Negergemeinden. Doch im ganzen hängen die Negerkirchen noch von der finanziellen Unterstützung der Weißen ab. In einer Anzahl von Denominationen bildet die Arbeit unter den Negern einen Teil der kirchlichen Arbeit, wenn auch die Gemeinden getrennt sind; andere Denominationen unterstützen aus der Kasse ihrer Inneren Mission Negerkirchen, die organisatorisch selbständig sind.

Aus der Expansionsperiode stammen zwei Zweige der Inneren Mission, die auch heute noch von Bedeutung sind, nämlich die finanzielle Unterstützung von armen und jungen Gemeinden, namentlich in neuen Gebieten, und das Bauen von Kirchen in neuen Gegenden des Westens, der Großstädte. Ohne diese finanzielle Unterstützung wäre es unmöglich gewesen, mit dem Zuge nach dem Westen Schritt zu halten. Aus der Kasse der Inneren Mission wurden die Pionierprediger besoldet und wurde den kleinen Gemeinden es ermöglicht, zu existieren. Als bezeichnend für das Tempo des Wachstums der Gemeinden mag der Umstand gelten, daß die Unterstützung keiner Gemeinde länger als 15—20 Jahre gegeben wurde. Innerhalb dieser Zeit wurde von einer Gemeinde erwartet, daß sie lebensfähig werde. In der Unterstützung der kleineren Gemeinden durch die Zentralkasse liegt aber auch die Quelle der unnötigen Vervielfältigung kleinerer Gemeindlein. Es fehlte an den leitenden Stellen an gegenseitiger Verständigung. Jede Denomination arbeitete ohne Fühlung mit der andern und ohne Rücksicht auf die andern. Auch der Bau der Gotteshäuser, anfänglich zumeist ganz schlichter Kapellen, ist durch die Beihilfe der Inneren Mission ermöglicht worden.

In jener Expansionsperiode gehörte auch das Gebiet der Erziehung in den Bereich der Inneren Mission. Die ersten Schulen waren kirchliche Gründungen. Bald übernahm der Staat die Volksschulen, nur die Katholiken und die deutschen Lutheraner hielten an ihren Gemeindeschulen fest, doch bis heute ist ein großer Teil nicht nur der Colleges, etwa den hiesigen Gymnasien entsprechend, sondern auch der Universitäten in kirchlichen Händen, ohne daß aber das Denominationelle besonders hervorgehoben wird.

Die neue Entwicklung des Unterrichtswesens, auf die ich hier nicht eingehen kann, hat es aber mit sich gebracht, daß die Schulen nicht mehr als ein Tätigkeitsgebiet der Inneren Mission betrachtet werden.

Wenden wir uns nun den Liebeswerken im engeren Sinne zu, so finden wir den ganzen Kranz der Armen- und Krankenpflege, der Sorge für Waisen und Alte und sonstige Hilfsbedürftige. Allerdings treten auch einige bemerkenswerte Unterschiede hervor.

1. Die Kirchen sind nicht mehr die einzigen Organisationen, welche die Fürsorge ausüben. Auch die Freimaurer und ähnliche Logen — ist doch das Logenwesen in Amerika weit mehr verbreitet und auch die grundsätzliche Stellung der Kirchen zu ihnen eine ganz andere als hier in Europa —, sowie Städte und Staaten beteiligen sich an der Arbeit auf diesem Gebiete. In kirchlichen sowie in außerkirchlichen Krankenhäusern wird der Dienst zumeist von Krankenpflegerinnen ausgeübt. Das Diakonissenwerk hat sich in Amerika nicht recht entwickeln wollen. Die Mehrzahl der „Diakonissen" sind nicht Krankenpflegerinnen, sondern stehen im Dienste der Gemeinde als Fürsorgeschwestern, manchmal mit einem ganz besonderen Tätigkeitsgebiet. Nur die katholische Kirche hat ein großes, blühendes Diakonissenwerk aufgebaut und scheint über ein unerschöpfliches Material an Schwestern zu verfügen. Die Gründung von städtischen Krankenhäusern wie auch von Schulen und andern Anstalten ist nicht geschehen im Gegensatz zu den kirchlichen Anstalten, sondern aus der Erwägung heraus, daß die Verantwortlichkeit für diesen Dienst mit der sich mehrenden finanziellen Last auf die Dauer nicht den einzelnen Kirchen aufgebürdet werden könne und es bei der grundsätzlichen Einstellung des Staates zur Kirche nicht angängig war, spezifisch kirchlichen Institutionen staatliche Unterstützung zu gewähren. Überhaupt ist die auf allen Gebieten fortschreitende Säkularisation nicht das Ergebnis von Gleichgültigkeit oder gar Feindschaft der Religion gegenüber, sondern entspringt ganz anderen Beweggründen. Zumeist ist sie hervorgerufen durch die neue Wendung der Konsolidation und die Auswirkung des Gemeinschaftsbewußtseins im öffentlichen Leben. Ein großer Teil der Jugendpflege wird auch ausgeübt vom Christlichen Verein junger Männer und christlichen Jungfrauenvereinen, welche von den Kirchen getragen und in enger Verbindung mit den Kirchen arbeitend doch selbständige Organisationen sind und eine große Verbreitung und einen großen Einfluß haben.

2. Die ganze Fürsorgetätigkeit trägt einen ausgeprägt präventativen Charakter. Man ist nicht damit zufrieden, einfach für die unglücklichen Opfer von Mißständen zu sorgen, sondern man sucht die Mißstände selbst aus dem Wege zu schaffen. Man hat z. B. sehr wenig getan zur Rettung von Trinkern, aber man hat mit großer Energie für das Verbot der Fabrikation von und

des Handels mit alkoholischen Getränken agitiert. Die ganze soziale Tätigkeit der Kirchen rechnet nicht mit den bestehenden Verhältnissen als mit etwas ein für allemal Gegebenem, deren Härten durch Liebestätigkeit zu mildern sind: sie hat das Ziel, die Verhältnisse zu durchdringen und umzugestalten.

Zum Schluß noch ein kurzer Blick auf die organisatorische Eingliederung der Tätigkeit der Inneren Mission.

Wenn ich mich nun besonders auf die Methodistenkirche beziehe, so geschieht dies einmal, weil ich mit ihren Einrichtungen am besten bekannt bin, aber auch weil ihre Organisation vielfach als typisch gelten kann. Innere wie Äußere Mission sind kirchlich organisiert. Die Generalkonferenz als höchste gesetzgebende Behörde setzt die Ordnungen fest und erwählt die Beamten. Die Leitung liegt in den Händen eines Direktoriums, in welchem Prediger und Laien in gleicher Zahl vertreten sind und an dessen Spitze ein oder mehrere Berufssekretäre stehen. Die Sekretäre der verschiedenen Departements und sonstige Berufskräfte werden von diesem Direktorium gewählt. Jede Synode oder Konferenz wählt für ihr Gebiet eine Kommission, welche in Verbindung mit dem Direktorium über die Bedürfnisse innerhalb ihrer Grenzen berät. Auf jede Gemeinde wird eine jährliche Umlage für Innere wie auch für Äußere Mission gelegt, deren Ertrag die Zentralkasse speist. Aus dieser werden die folgenden Departements unterstützt: Kirchenbau, Stadtmissionen, entlegene Landdistrikte, fremdländische Sprache, Evangelisation. Für Pflege der Erziehung in Sonntagsschulen, Jugendbünden, Schulen, für Krankenhäuser, Waisen- und Altenheime durch Diakonissen sind besondere Boards oder Direktorien geschaffen worden, auch ein besonderes Direktorium für Temperenz, Prohibition und öffentliche Moral. In Verbindung mit der betreffenden Behörde, aber organisatorisch selbständig bestehen besondere Frauenvereine für Äußere und Innere Mission. Die Frauengesellschaft für Innere Mission unterhält Waisenhäuser, Mädchenschulen für Negermädchen und Orientalinnen und schließt überhaupt die Hilfstätigkeit unter der weiblichen Jugend in sich. Haben früher die einzelnen Kirchen ganz ohne Fühlung miteinander gearbeitet, so haben sich nun seit einer Reihe von Jahren die Frauengesellschaften der verschiedenen Kirchen sowie die Direktorien der Inneren Mission zu innerkirchlichen Verbänden zusammengeschlossen, dem Home Missions Council und dem Council of Woman for Home Missions. Haben diese auch keine rechtliche oder maßgebende Stellung, so ist doch infolge der persönlichen Fühlungnahme und gemeinsamen Beratung ihr Einfluß auf die Empfehlungen an ihre kirchlichen Behörden ein sehr heilsamer.

Jede einzelne Gemeinde hat innerhalb ihrer näheren oder weiteren Umgebung, auch in Verbindung mit anderen Gemeinden derselben Denomination oder anderer Denominationen, eine umfassende Liebestätigkeit. Vieles, was in Europa durch besondere Vereine geschieht, gehört in Amerika zu den Pflichten von Kommissionen, welche vom Kirchenvorstand oder vom Vorstand der kirchlichen Jugendvereine oder der Sonntagsschule ernannt werden.

Dabei ist zu beachten, daß in der amerikanischen Sonntagsschule nicht nur die Kinder sind, sondern die Sonntagsschule ist eigentlich die Bibelschule der ganzen Gemeinde. Sie wird nun zumeist nicht mehr Sonntagsschule, sondern Kirchenschule, Church School, genannt. Manche dieser Schulen haben Männerklassen, deren Mitglieder nicht nur in die Dutzende, sondern vielfach in die Hunderte geht; sie sind eigentlich der Sonntagsschule eingegliederte Männervereine, die auch wieder durch ihre Kommissionen Liebestätigkeit und sozialen Dienst ausüben. Alle diese Organisationen sind offiziell in dem Kirchenvorstand vertreten. Dadurch wird Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit des ganzen Betriebes erzielt, und jedes Glied der Kirche in einen bestimmten, ihm entsprechenden Arbeitszusammenhang eingegliedert. Der Kirchenvorstand ist so gewissermaßen eine Spitzenorganisation, in welcher die verschiedenen kirchlichen Organisationen durch ihren selbstgewählten Vertreter Sitz und Stimme haben, damit Verantwortlichkeit für die ganze Gemeinde.

Zwischen den Kirchen herrscht auch in der christlichen Liebestätigkeit eine gewisse Rivalität. Man möchte sie nicht missen. Sie ist gesund, so lange sie sich in den Grenzen der christlichen Liebe hält und dem Reiche Gottes dienen will. Diese Rivalität, die vom freikirchlichen System nicht zu trennen ist, wird daher in Amerika auch nicht als störend empfunden. Geht sie doch Hand in Hand mit enger persönlicher Fühlungnahme. In fast allen kleineren Städten treffen sich z. B. jeden Montag Vormittag die Prediger der verschiedenen Kirchen zum Preachers' Meeting, einem Predigerkränzchen. In den größeren Städten kommen die Prediger der verschiedenen Denominationen getrennt zusammen, treffen sich aber an je einem Montag im Monat zu einer gemeinsamen Versammlung. In manchen Städten existieren Interchurch Clubs, wo nicht nur die Prediger, sondern auch die Kirchenglieder sich jedes Halb- oder jedes Vierteljahr zu einer gemeinsamen Veranstaltung zusammenfinden. Gemeinsame Evangelisationen und gemeinsame Sammlung von Mitteln für die Liebestätigkeit sind ebenfalls nichts Außergewöhnliches. Eine Anzahl Städte haben seit dem Kriege die sogenannten Community Chests eingeführt, d. h. die Vertreter sämtlicher Liebeswerke und Wohltätigkeitsanstalten, kirchlicher und außerkirchlicher, deren Arbeit innerhalb einer Stadt sich auswirkt und auch der Gemeinsamkeit zu Gute kommt, reichen ihre Voranschläge für das kommende Jahr ein und setzen sie nach Besprechung und gegenseitiger Übereinkunft fest. Mit der Bitte um diese Summe als Minimum dessen, was die Einwohner der Stadt für Wohltätigkeit beitragen sollen, tritt ein Ausschuß vor die gesamte Einwohnerschaft und versucht in einer wohlorganisierten Sammelwoche den ganzen Betrag zu sichern.

Die Aufgaben, welche vor den Kirchen liegen, sind ungeheuer groß, ebenso groß wie die der Expansionsperiode. Daß die amerikanischen Kirchen bei allen Mängeln doch ganz energisch versuchen, sie zu lösen, und ihre Methoden der neuen Periode der Konsolidierung anpassend auch heute das Vertrauen, ja die Mitarbeit großer Volkskreise in steigendem Maße besitzen, mag aus folgender Zahlenangabe ersichtlich sein.

Nach einem Bericht der Federal Trade Commission des Senates der Vereinigten Staaten vom 25. Mai 1926 betrug das Vermögen aller Kirchen Amerikas in 1922 $ 3 271 558 000.—. Nach einem anderen Bericht hat das amerikanische Volk im Jahre 1927 im Ganzen für kirchliche Wohlfahrts- und Erziehungswerke hergegeben $ 2 219 700 000.—, im verflossenen Jahre über 100 Millionen mehr, nämlich $ 2 330 600 000. —. Sicherlich ein Beweis dafür, daß der Appell an den Gemeinschaftssinn, an die soziale Verantwortlichkeit, an das christliche Gewissen nicht vergeblich gewesen sind. Diese Gaben kommen nicht nur aus dem Überfluß der Reichen. Manches Witwenscherflein ist darin enthalten und manches Opfer der Selbstverleugnung. Es ist die Kirche mit ihrer Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi, mit ihrer Betonung der dienenden Liebesmacht Christi, die wiederum zur dienenden Liebe antreibt, welche das amerikanische Volk bis heute vor der materialistischen Versumpfung bewahrt und ihm auch bei allen Trübungen doch vor Augen gehalten hat das Ideal dessen, der gekommen ist, nicht, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.

Zürich John L Nuelsen

Unamuno und das Christentum

1

Der bedeutendste Kopf unter den heutigen Spaniern, der eine Zeit lang aus seinem Vaterland vertriebene Baske Miguel de Unamuno, hat ein Buch geschrieben über die „Agonie des Christentums*). Schon der Titel ist — noch in der Übersetzung — bezeichnend für Autor und Werk: „Agonie" das heißt hier nicht letzter Todeskampf, sondern „Zustand des immerwährenden Kampfes, der inneren Spannung" — spanisch agonia — und Christentum heißt nicht christianismo, als dessen Übersetzung wir es in den Wörterbüchern finden (alle -ismen sind diesem Spanier ein Greuel), es bedeutet vielmehr christianidad. Wobei wir wieder nicht stolpern dürfen, indem wir etwa „Christenheit" übersetzen: wir kommen in Verlegenheit, denn „Christheit", was vielleicht den Sinn träfe, kennt unsere Sprache nicht. Denken wir an ein Wort wie „Humanität" und übersetzen wörtlich „Christianität", so sind wir auf der richtigen Spur. Unamuno selbst umschreibt den Begriff durch „Qualität des Christseins"; gut: begeben wir uns in den Bann dieses vielfältigen Wortes; vielleicht wäre es im Sinn des Spaniers, wir schrieben „Qualität" und dächten dabei an des großen deutschen Mystikers, des Görlitzer Schusters Jakob Böhme, „göttliche Qualität", die dieser eigenwillige Philosophus teutonicus von Quell und quellen ableitete: das aus Gott quellende Leben**).

Da hat uns denn der Philosophus hispanicus im Geiste zu einem anderen gleich ihm einsamen Denker und Gottsucher vergangener Zeit geführt, der auch Verfolgung und Verbannung reichlich auszukosten hatte und dem gleichfalls der Sinn alles Lebens und Strebens als einer agonia in Gesichten und Gedanken leuchtend und erlösend aufgegangen ist. Ja, Unamuno gehört in die Reihe jener Einsamen, die, von „Heraklit dem Dunkeln" angefangen über Meister Eckhart und Jakob Böhme bis auf Hölderlin, allesamt die eine große Wahrheit bis in ihre Wurzeln erkannten und lebten und in mannigfacher Prägung abwandelten und der Menschheit weitergaben: „Polemos pater panton — Der Kampf ist der Vater aller Dinge"; „Das Leid ist das schnellste Roß, das zur Vollkommenheit trägt"; „Die Unreinheit, die sich in sich selber entzweit"; „Ehr dies Wort gefunden war, gab's keine Philosophie!" — Dieses Thema ist es, das auch das Buch des Spaniers in einer Reihe von Variationen vor dem Leser — erschöpft? Nein, denn es ist nie zu ergründen und nie auszudeuten, wie alle Gedanken von Ewigkeitswert. Aber wie alle großen Gedanken, die — in den fetten Zeiten schalen Überflusses unbeachtet und fast vergessen — zum Eisernen Bestand der Menschheit gehören und daher nur an Zeitwenden, erst in Stunden geistiger Hungersnot beachtet werden, so läßt sich auch dieser Gedanke vom Leid des Überflusses und vom Segen des Leides, vom inneren Widerspruch gerade der wertvollsten und heiligsten geistigen Güter, von der Polarität des scheinbar Unteilbaren, von der fast tödlichen Spannung geistigen Starkstroms, von der „Selbstentzweiung des aus Gott quellenden Lebens" immer neue Seiten abgewinnen, immer neue Kraft zuführen, wenn er durch den Filter eines bedeutenden Hirns, durch das Fruchtland eines reinen starken Herzens hindurchgeht.

2

Hier ein paar Goldkörnlein aus vielen, die andeuten mögen, wie Unamuno durchdrungen ist von der Allmacht lebenschaffenden Widerspruches; hier und da soll der gleiche Gedanke in der Prägung eines anderen Geistes die Allverbindlichkeit der zu Grunde liegenden Wahrheit zeigen und zugleich die Originalität des spanischen Neuentdeckers und Durchdringers alter Menschheitswahrheiten hervorleuchten lassen:

„Die Menschen suchen den Frieden in Zeiten des Krieges, und den Krieg in den Zeiten des Friedens."

„Die Individualität ist das Alleruniversalste, was es gibt."

Das nur dem Oberflächlichen vermessen scheinende Wort „Gott steht mitten drin in Gut und Böse" mutet uns wie eine knappe Erläuterung der erhabenen Verse Miltons aus dem ersten Gesang des „Verlorenen Paradieses" an:

> Es ist der Geist sein eigner Raum, er kann
> In sich selbst einen Himmel aus der Hölle
> Und aus dem Himmel eine Hölle schaffen.

Und an Schillers „großes gigantisches Schicksal — welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt" werden wir erinnert, wenn wir bei Unamuno lesen „Der Zufall ist die Wurzel der Freiheit". Lauter Worte von schwerem Gehalt, des Grübelns und Wägens wert.

„Ein Glaube, der nicht zweifelt, ist ein toter Glaube", zusammengehalten mit der trotzigen Devise Theodor Storms: „Der Glaube, der ist zum Ruhen gut — Er bringt uns nicht von der Stelle, — Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust — Der sprengt die Pforten der Hölle", diese beiden Worte, so vermessen sie klingen, sind doch im Grunde nichts Anderes als jenes einst an Jesus gerichtete und von Erhörung und Erfüllung gekrönte Menschenwort „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!"

Ohne je in den Ton wissenschaftlicher Untersuchung zu verfallen, wirft Unamuno doch hier und dort feine Gedanken über Werden und Wesen besonders des frühen Christentums hin, die sich mit den auf ganz anderem Wege gewonnenen Ergebnissen der exakten Forschung treffen, ja diese gelegentlich sogar zu fördern imstande sein möchten. Mit Recht betont der Spanier den gerade von der neueren Forschung wieder erwiesenen apokalyptischen Charakter des Urchristentums, in dem alles auf die vom Meister eingeprägte Erwartung der nahenden Endzeit gestellt ist; mit Recht auch warnt er vor einer Verwechselung von Urchristentum und Religion Jesu (die ganz Leben war und noch nicht von -tümern und -ismen behaftet!); das hieße soviel als von einem Hegelianismus Hegels reden oder Luther als Lutheraner bezeichnen! Meisterhaft skizziert ist bei Unamuno die Stimmung der Enttäuschung in der frühen Christenheit, als die „Parusieverzögerung", wie Albert Schweitzer in seiner „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung" das Nichteintreffen der baldigen Wiederkunft des Messias nennt, die Gemeinde Christi allgemach dazu zwang, die Eschatologie, die Erwartung des Endes, aus dem Zentrum ihres Glaubens zu verdrängen und sich und ihre Religion auf ein Weiterleben in dieser vorläufigen Welt umzustellen. Wie das Evangelium nichts Anderes war als die „Hoffnung auf das Ende der Geschichte", so trat erst, als diese Hoffnung wankend wurde, das Interesse an der Geschichtlichkeit des bisher teils noch erlebten teils schlicht geglaubten Jesus Christus in den Vordergrund. Und wie wieder einige Jahrzehnte später das allgemein als „ungeschichtlich" verschriene vierte Evangelium des Pneumatikers Johannes in der Tat am wenigsten reale materielle Historie bietet, so hat es doch durch seinen ungeheuren und bestimmenden Einfluß auf das werdende Christentum wie kaum eine andere neutestamentliche Schrift — vielleicht vom Römerbrief abgesehen — Geschichte gemacht und kann im Hinblick auf dieses Wirken am lebendigen Kleid der „agonischen" Geschichte des Christentums gerade als das „historischste" der vier Evangelien bezeichnet werden.

Wir sehen daran, für Unamuno besteht das Wesentliche an der Geschichte nicht im Gewordenen, Erstarrten, son-

*) München 1928 Verlag Meyer und Jessen. 185 S. 4, geb. 5 und 6 M.

**) Es ist doch zu bedauern, daß man für das deutsche Werk nicht einen deutsch verständlichen Titel fand. „Agonie", wie wir es verstehen müssen, ist doch einfach abschreckend. D H

dern im ewigen Werden im Spenglerschen Sinne, wie auch die bei Oswald Spengler beliebte Ausdeutung des Begriffes „Erkennen" im biblisch-alttestamentlichen Sinne bei ihm eine große Rolle spielt. Wie zwischen dem beinahe geschlechtlich gefaßten „Erkennen" und dem „Schauen" im rein geistigen Sinne eine nie endende, Werte schaffende Agonie besteht, so in der Geschichte des Christentums auch zwischen dem „Logos"-Christus des Johannesevangeliums, der uns Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten lehrt, und dem Dogma des Paulus und der christlichen Kirchen, ein Gegensatz, der sich darin symbolisiert, daß Jesus Christus nur durchs „Wort", durch den „Logos" gewirkt, Paulus aber vornehmlich durch „Geschriebenes", durch seine zahlreichen Episteln: der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig! Unamuno steht nicht an, auch der protestantischen Kirche hier im Lager des Paulus ihren Platz anzuweisen: die Reformation ist für ihn zwar eine Explosion des Wortes aus dem Buchstaben, aber sie schafft den alten Widerspruch nicht beiseite, erfüllt ihn nur mit neuem Leben.

3

Wie sich der sein Vaterland glühend liebende Spanier Unamuno die Freiheit des Wortes nur durch die Verbannung erkaufen konnte, so mußte auch der gläubige Katholik, der mit der Treue zu seinem Kinderglauben eine geistige Unabhängigkeit sondergleichen verbindet, der Kirche beinahe zum Ketzer werden. Und wir wundern uns nicht, wenn sich etwa seine Wertung von Kultur und Zivilisation mit den Fragestellungen modernster protestantischer Theologie berührt. Es mutet wie eine — freilich auch nicht widerspruchslose — Auflösung der aus dem Munde der Kulturverneiner Karl Barth und Genossen erklingenden Dissonanzen an, wenn wir bei Unamuno lesen:

Da die Christenheit nicht ohne Zivilisation, noch ohne Kultur leben kann, so ist das Christentum in einem ständigen Kampf, einer ständigen Agonie begriffen. Ebenso wie die christliche Zivilisation, die ein Widerspruch in sich selbst ist. Und von dieser Agonie leben sie beide, das Christentum und die Zivilisation, die wir die griechisch-römische oder die westliche nennen. Der Tod der einen wäre der Tod der anderen. Wenn der christliche Glaube, der verzweifelte agonische Glaube, stürbe, so würde damit auch unsere Zivilisation sterben, und wenn unsere Zivilisation stirbt, muß auch der christliche Glaube sterben. Und so also müssen wir in einer ewigen Agonie leben.

Es ist schon deutlich geworden, daß Unamuno scharfe Zuspitzung seiner Gedanken liebt, ja daß er sie gern in Aphorismen kleidet; dazu tritt die uns schwer verständliche Freude des Romanen an rhetorisierender Form, an Antithesen und pointierten Widersprüchen, auch dies ein angeborener Drang zur „Agonie"! Auch in seinem im übrigen fester gefügten tiefsinnigen Roman „Tante Tula", der von der „jungfräulichen Mütterlichkeit" einer „mütterlichen Jungfrau" handelt, tritt diese Neigung offen zu Tage. Unamunos künstlerisches Schaffen selber bewegt sich in einer „Agonie" zwischen zerflatternder Geistreichigkeit und straffer Zucht großer Gedanken. Ist jenes sprudelnde Überquellen gescheiter Einfälle in seiner „Agonie des Christentums" unverkennbar, so fehlt doch auch die beherrschte Durchführung leitender Motive und Gedanken keineswegs. So ist es ein Meisterstück zu nennen, wie der Spanier gegen Ende des Buches uns seine These von Spannung und Widerspruch aus Gott quellenden Lebens am Beispiel des großen Denkers und Christen Pascal noch einmal überzeugend entwickelt. „Pascals Glaube war Überredung, nicht Überzeugung", mehr ein „Glaubenwollen", das immer von neuem gegen seinen „klaren Verstand und seinen Sinn für Objektivität" anzukämpfen hatte. Pascal konnte sich wohl selbst immer wieder von neuem bekehren, an jener „tragischen Ausflucht, der Gnade" festklammern: — Andere bekehren konnte er, der nüchterne kritische ehrliche Streiter am wenigsten. Er, der Gott darum bittet, daß seine Vernunft sich demütige, verstand nicht die Kunst der Jesuiten, anderer Menschen Vernunft zu lenken und zu zähmen.

Ein Problem, das Unamuno — der gleich Tolstoi fanatischer Christ und Familienvater ist — besonders am Herzen liegt, entsteht aus seinem feinen Gefühl für die Spannung von Jungfräulichkeit und Unsterblichkeit, jener beiden christlichen Kategorien, die sich bald aufzuheben, bald zu ergänzen und zu durchdringen scheinen. Diesem Problemkreis widmet er zwei Kapitel seines eigenwilligen und doch so demütigen Buches: eines, das von Davids Altersbuhle, Abisag, der Sunemiterin, handelt, die der greise König nicht mehr „erkannte", und das letzte, das sich mit dem bekannten Pater Hyacinth Loyson beschäftigt, jenem abtrünnigen „Heiligen", der die Klosterzelle verließ, damit er einem Sohne das physische Leben verschaffe, um ihm so eine Seele einzuhauchen und zu vererben. Hier an der Schwelle des Unsterblichkeitsproblems nehmen wir Abschied von diesem eigenartigen Buch, das uns im Spiegel eines tiefen Geistes die ragende Größe einer unsterblichen Religion ahnen läßt.

Würzburg Hildebrecht Hommel

Ist die Herkunft Christi für den christlichen Glauben belanglos?

1

Wenn ich auf die beiden Äußerungen zum Fall Knote in Nr. 5 noch kurz antworten darf, so stelle ich vor allem mit Befriedigung fest, daß Herr Professor D. Dr. Krüger ähnlich wie jetzt im Gegensatz zu einer früheren Äußerung auch Herr Lic. Knote mir darin Recht gibt, daß schlagende Beweisgründe gegen die Überlieferung weder aus dem Neuen Testament noch aus der späteren Geschichte beigebracht werden können. Es ist das ja für die Sachbeurteilung nach mehr als einer Seite hin wesentlich.

Was die von D. Krüger namhaft gemachte „Beweislast" anlangt, so meine ich, daß in der von ihm bezeichneten Hinsicht in der Tat Entscheidendes — gleichviel, zum wievielten Mal — zu sagen ist. Es müssen nur eben einige naheliegende Überlegungen zu ihrem vollen Recht kommen. Man darf nicht vergessen, wie sehr schon das natürliche Zartgefühl eine zurückhaltende Behandlung des heiligen Geheimnisses, namentlich zu Lebzeiten der Mutter des Herrn, gebot, daneben aber, und noch mehr, welche schweren Widrigkeiten, ja Gefahren aus einer ungläubigen Aufnahme des wunderbaren Sachverhalts für Maria erwachsen mußten, zumal bei dem Urteil Israels und des mosaischen Gesetzes gegen Verfehlungen der alsdann geargwöhnten Art. Endlich muß man bei der ungeheuren Neuheit der Tatsache selbst die erst allmählich fortschreitende Aufnahmefähigkeit der Glaubenserkenntnis und die pädagogische Rücksichtnahme Jesu auf diese verstehen. Ist aber durch solche Erwägungen einem Herabsinken in unpsychologische Betrachtungsweise vorgebeugt, dann wird die Frage ganz entscheidend ins Gewicht fallen, ob die in den Evangelien und Briefen zu Tage tretende Stellung der Jünger zur Person ihres „Herrn" eine im Grunde einheitliche und mit der der Folgezeit identische ist, und wie diese Grundstellung entweder mit der ebionitischen These oder mit der Überlieferung bei Matthäus und Lukas sich vereinbart. Wichtigste und deutliche Glaubensaussagen, wie die von der Versöhnung, von der Hingabe des Sohnes, vom Mittlertod und rückweisend von der Präexistenz „in göttlicher Gestalt" und der Entäußerung stehen mit der Überzeugung von der wunderbaren Geburt in wirksamstem Einklang und Zusammenhang. Wie aber das alles im Geist der Apostel mit der Annahme natürlicher Abstammung von Joseph zusammen existiert haben soll, ist gewiß nicht leicht zu sagen, und zudem läßt sich, wenn man ein solches Nebeneinander als wahrscheinlich annehmen will, davon

daß ein späterer Eintritt der so bedeutsamen Wandlung in der Anschauung von den Bekennern der genannten Glaubenswahrheiten empfunden worden wäre, nirgends eine Spur aufzeigen.

Auch unserer heutigen Denkweise fehlt es an einem Gefühl für die Einheitlichkeit der Heilsbotschaft nicht. In der kirchlichen Unterweisung, besonders in der Jugendlehre, werden wir normaler Weise so verfahren, daß wir über das zarte Wunder der Menschwerdung uns nicht in breitspurigen Erörterungen ergehen, sondern dem schlichten Engelwort durch die Weihnachtsgeschichte und also durch Besprechung der vorherigen Göttlichkeit, der Erniedrigung und ihres Zweckes seine von selbst wirkende Beleuchtung geben. Und wenn ich recht sehe, wird gerade jetzt von der Seite, die unser Volk von allem, was Christentum heißt, radikal losreißen will, der Angriff mit Vorliebe gegen die Geburtsgeschichten gerichtet. Wer in der Meinung, seine Verneinung auf den einen Punkt beschränken zu können, jenen Bestrebungen ungewollte Bundesgenossenschaft leistet, dürfte sich schon fragen, ob nicht hier wieder einmal der Instinkt der Feinde schärfer und konsequenter sieht als der Glaubensblick schwankender Jünger.

Wenn es gegenüber zuvor ungeahnten Gotteswegen ein Noch-nicht der Glaubenserkenntnis zweifellos in den Anfangstagen eine Weile gegeben hat und noch heute geben mag, so ist es doch etwas ganz Anderes um ein Nichtmehr, nachdem die Offenbarungszeugnisse längst deutlich und einheitlich hervorgetreten sind, etwas Anderes, wenn neben einer vom Schriftzeugnis beherrschten Kirchenpraxis auch die Ablehnung in den Gottesdiensten Recht und Raum beansprucht.

Den Glauben selbst kann man gewiß durch intellektuelle Vorhalte allein Niemandem andemonstrieren. Aber daß er eine Einheit ist und wie diese Einheit beschaffen ist, darüber sollte man ein gutes Stück weit ganz Wesentliches doch von verschiedenen Seiten her zu erkennen und anzuerkennen vermögen. Mit dem alten Versuch einer radikalen Scheidung zwischen Glauben und Fürwahrhalten ist den sachlichen Einsichten nicht auszuweichen. Daß Fürwahrhalten an sich noch lange kein Glaube ist, braucht uns gewiß D. Krüger nicht erst zu sagen, aber ich sollte auch meinerseits nicht nötig haben, noch festzustellen, daß vertrauende Erfassung von Tatsachen sich aus dem komplexen Akt des Glaubens nicht eliminieren läßt.

Wenn das, was ich vorstehend nur summarisch aussprechen konnte und wovon man das Meiste leicht anderwärts eingehender und besser ausgeführt finden kann, allerseits ernstlich im Auge behalten wird, müßte es immerhin möglich sein, im gegenseitigen Verständnis noch einen kleinen Schritt vorwärts zu kommen.

Über die Einstellung zu den persönlichen und kirchlichen Problemen glaube ich mich in meiner ersten Einsendung schon so deutlich ausgesprochen zu haben, daß ich bei richtigem Verständnis des dort Gesagten weiteres den Lesern und mir ersparen kann.

Wittelshofen Gottfried Sperl

2

Ich möchte die vorstehenden, einer feinen Feder entflossenen Ausführungen meines verehrten Gegners nicht zerpflücken und dadurch abzuschwächen versuchen. Der empfängliche Leser mag sie auf sich wirken lassen. Nur sollte er dabei nicht übersehen, daß D. Sperl sich in einem Zirkel bewegt, indem er zu Beweisendes, in diesem Fall also die Tatsächlichkeit der wunderbaren Geburt Jesu, als bewiesen voraussetzt und nur bemüht ist, verständlich zu machen, aus welchen Gründen diese bei Lebzeiten des Herrn und seiner Jünger so wenig hervortretende „Tatsache" — ich muß das Wort auf meinem Standpunkt wohl in Anführungszeichen setzen — ein verborgenes Leben geführt haben mag. Mir war und ist nur daran gelegen, festzustellen, daß angesichts des wissenschaftlichen Befundes Niemand berechtigt ist, seinen Mitchristen im Namen des Evangeliums die Anerkennung dieser „Tatsache" als glaubensverbindlich aufzudrängen.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen spielt mir gerade jetzt das dickleibige Buch eines amerikanischen Gelehrten in die Hände, in dem auf 415 enggedruckten Seiten in großem Format noch einmal der Versuch gemacht wird, in Jedermann einleuchtender Weise die Geschichtlichkeit unserer Erzählung darzutun*). Der Verfasser hat mit anerkennenswerter Gelehrsamkeit alles aufgeboten, was sich für seine These sagen läßt. Und dennoch hat er sie nicht zu beweisen vermocht, denn so wenig sich aus der Überlieferung schlagende Gründe gegen die Geschichtlichkeit der Erzählung beibringen lassen, so wenig — und das ist genau so bedeutsam — für sie. „Wäre es anders, so brauchten wir uns nicht zu streiten."

Gießen Gustav Krüger

Das Adamslied

Aus einem noch ungedruckten Buch „Der Sohn des Heiligen"

Nach langem Schweigen nahm König Magnus das Wort und frug: „Ist hier einer, der mir das Adamslied vortragen kann, von dem wir in der Saga vernommen haben?"

Bischof Grimkel ließ die Augen über den Saal schweifen: „Von Geirmund Kalfsson weiß ich, daß er sich Sighvat des Steinbutten Gesänge immer wieder sagt oder von Anderen sagen läßt, bis sie ihm im Gedächtnis haften. — Wenn du da bist, Geirmund, so tritt her und willfahre dem König!"

Geirmund stand auf und kam heran. Er war groß und breitschultrig geworden, seinem Vater sehr ähnlich. Manche sagten, wenn sein Vater zu gleichen Teilen aus Treue und Untreue gebildet gewesen wäre, so habe Geirmund nur den Teil der Treue geerbt. Auf die Festigkeit von Stahl oder Stein könne man sich weniger sicher verlassen als auf die Geirmunds.

Er stand vor dem König, seinem Gespielen, und lächelte:

„Ich bin kein Skalde und des Vortragens ungewohnt."

„Doch weißt du viele Gesänge, sagt man."

„Mir selbst zu Gefährten bewahre ich sie" antwortete Geirmund.

„Fehlt es dir an Umgang am Hof?"

„An Umgang mangelt es mir nicht, aber das Auge des Schützen braucht Übung, wenn es die Dinge sehen soll, die hoch fliegen" sagte der Steinbutt.

„Dafür sind seine Lieder dir gut?"

„Ja, Herr! Denn vom Steinbutt hörte ich, daß, wer mit Freigiebigen umgeht, den kommt der Geiz nicht an, und wer mit Großem zu tun hat, der fällt nicht in kleiner Leute Art."

„Weißt du noch mehr von dem, was er sagte?"

„Viel, Herr, was alles gut zu merken war."

„Du hast dieser Dinge besser wahrgenommen als ich, an dessen Seite er saß", antwortete der König. „Laß mich nun das Adamslied hören, das du von ihm bewahrt hast."

Geirmund begann davon, wie Einsamkeit um Gott her war, die ohne Atem ist. Da sprach Gott zu sich selber:

Einen wollte ich,
nach Art mir ähnlich,
des Wortes »Es werde!«
gleich mir mächtig.
Siebenfarbig zwischen uns sollte
die Fährte hinfahren
des waltenden Wortes
von Gott zum Menschen,
vom Menschen zu mir.

*) The Virgin Birth of Christ. By J Gresham Machem, D. D., Litt. D., Professor of New Testament in Westminster Theological Seminary, Philadelphia, New York and London, Harper and Brothers, 1930.

Lebendiges sollte
stromweis entspringen
unsres Wortes Spur.
Tausendfältig
ihr Stimmen entsteigen
geschaffner Geschöpfe
seligen Seins voll.

Aber in Adam
trog mir mein Odem.
Hundertfältig hallten
die Himmel vom Wehruf,
als angstvoll Adam
ohnmächtige Hände
sinken ließ
vor der Schwere des Gottseins.

Steil wie an Schwingen
versehrter Vogel
sank er, sein Zagen
zog ihn abwärts.

Seitdem sitze ich
in Allmacht einsam.
Elend sehe ich
im irdischen Eiland
ihn irre umgehn
mit schmerzvollem Straucheln,
seh widerspenstige
Scholle ihn schürfen.

Vom Lichtes Leuchten
sickert durch Sterne
ihm spärlicher Strahl.
Aus dem Odem des Alls,
dem tönenden, trägt ihm
das Lied der Lerche
verlorenen Laut zu,
die furchtlosen Flugs
gegen die Himmel
auffährt.

Selten besinnt sich
seiner Abkunft Adam.
Nicht Einen gibt es,
der Umkehr bringe
dem Erben, dem Allmacht
gleich mir eigen war.

Selber soll ich
niedersteigen
im Schacht seiner Schmerzen,
ein Menschensohn sein
bei Menschenkindern.
Aufbrechen soll ich
die Enge, darin sie —
seit Adam verzagte —
atmen, die unter dem
Fluch gehn.

Und schlüge sein Fluch
mit so furchtbarem Fittich
stark wie die Schwingen
der Seligkeit selber, —
nicht soll er mich schrecken.

Das Maß der Marter.
der Schmerzen Schwere
wögen sie wie die
Wucht der Allmacht —
geboren wird
unter den Adamssöhnen
der sie aufhebt,
der den Brüdern voran
bis zum Ursprung der Allmacht
wandert den Weg
der Wiedergekommnen.

Geirmund schwieg, und nach einer Weile frug der König: „Sagt Sighvat nichts vom heimgekehrten Krist, und wie wir seiner Heimkunft gewahr werden können?"

„Ich weiß noch das Allerletzte, mit dem das Lied ausgeht", antwortete Geirmund und hob noch einmal an:

Wie ein Mann seinen Schild schwenkt,
so hebt am Himmel
der Selige die Sonne.
Dann sprechen die Menschen
Einer zum Andern:
Nicht fürchte dich fürder,
auf Bergen seh ich
den Morgen stehen.

Bischofstein Beate Bonus

Bücher und Schriften

Pandita Ramabai. Die Mutter der Verstoßenen. Von Nicol Macnicol. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von P. Baltzer. Mit Vorwort von Missionsdirektor K. Hartenstein. Stuttgart, Evang. Missionsverlag 1930. 208 S. 19 Bildtafeln, Karte. 3.60, geb. 4.80 M.

Weihnachtsabend, 1927. In Puna auf der südindischen Hochebene, der Stätte vieler christlicher Missionsanstalten und indischer Hochschulen. Tannen gab es in Puna nicht. So hatten wir aus dem Garten einen breitästigen Rosenbusch hereingeholt, hatten Lichter aus der Heimat daraufgesetzt, und sangen mit der ganzen Hausgemeinde „Es ist ein Reis entsprungen" und „Stille Nacht" auf deutsch im Hause eines — Schotten, des Dr. Nicol Macnicol. Jeder protestantische Christ in Indien kennt diesen Namen. Er ist der Sekretär des „Christlichen Nationalrates für Indien". Er ist der Verfasser des Lebens der Ramabai, der christlichen „Heiligen" von Puna, die auch von den Nichtchristen dort geehrt und geliebt wird. Ich habe die Übersetzung ihres Lebens veranlaßt, nicht nur, weil es mir in ungewöhnlicher Weise die erneuernde und Kraft-gebende Gewalt christlichen Glaubens widerspiegelt, nicht nur, weil es zugleich tiefe Einblicke gewährt in die religiöse Geisteswelt Indiens und des Brahmanentumes, nicht nur, weil es sich in Ramabai um eine Persönlichkeit vorbildlicher Selbsthingabe und Seelentiefe handelt, sondern auch weil es zugleich die Eigenart und Einzigkeit christlicher religiöser Erfahrung gegenüber anderen, in ihrer Weise hochstehenden und bewunderswerten religiösen Überzeugungen in besonders hellem Lichte zeigt. Ramabai war selber hervorgegangen aus den Kreisen indischer „Gnadenreligion", die gerade im Mahrattenlande Gestalten und Lieder von ergreifender Art hervorgebracht hatte, und die doch eine Seele nicht stillen konnte, die nach dem Höchsten und Letzten suchte. — Das Buch ist so licht geschrieben und so gut übertragen, daß es Jeder lesen kann. Besonders geht es, um der genannten Momente willen, den Theologen an, und zugleich den „Religionsgeschichtler", der oft in Gefahr ist, vor den eigentümlichen Parallelen und Ähnlichkeiten zwischen manchen Religionsformen ihr individuell Besonderes und die Frage nach überlegenem Wert und tieferer Wahrheit zu übersehen. Persönlich möchte ich besonders diejenigen, die sich mit meinen Büchern über „West-Östliche Mystik" und „Indiens Gnadenreligion und das Christentum" befaßt haben, bitten, Ramabai kennen zu lernen. Sie ist das anschaulich-lebendige Beispiel für die Fragen, die ich dort behandelt habe. Rudolf Otto

Stephen Grellet. Eine kurze Lebensbeschreibung. Von Alfred C. Garrett. Berlin-Lübars, Quäker-Verlag 1929. 150 S. 2.40, geb. 3.60 M.

In schlichten Worten wird Leben und Wirken des Quäkers Stephen Grellet, Franzosen von Geburt, Amerikaners von Wahl, erzählt, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine erstaunliche missionarische Wirksamkeit in der Neuen und Alten Welt ausübte. Rufus Jones schreibt von ihm, daß Niemand sonst aus der Gesellschaft der Freunde zu jener Zeit ihm gleich kam an Großzügigkeit des Missionstriebes. Ähnlich wie Franziskus und, einige Jahrhunderte später, die Jesuiten, ruhte Grellet nicht eher, als bis er zu den höchsten Würdenträgern der Länder vorgestoßen war, zu den Königen Spaniens, Württembergs und Bayerns, zum Zaren, zum Kardinal Consalvi, ja zum Papst selbst. Ihnen allen deckt er offen die Mißstände in Gefängnissen, Zuchthäusern, Schulen ihrer Länder auf, ja er scheut sich auch nicht, direkt und ganz persönlich zu ihnen zu reden. Die Unbedingtheit, mit der Grellet seinem Beruf diente, wird dem Buch viele Freunde erwerben, zumal es sich auch zum Vorlesen in kleineren Kreisen wohl eignet. Hans Schimmelpfeng

Lucien Leuwen. Von Stendhal. Inselverlag 1929. 906 S. 12 M.

Stendhal nannte sich einen Egotisten. Ein Egotist ist weder egoistisch noch egozentrisch, eher eine Mischung aus beidem mit einer guten Dosis ausgeprägten Individualismus begabt. Stendhal hat zwei große Fähigkeiten gehabt: zu lieben und zu schreiben; — und er hat zwei große Enttäuschungen erlebt: in der Liebe und im Schreiben. Das hat dazu beigetragen, seinen Geist zu vertiefen und den Gefühlen auf den Grund zu gehen. Schonungslose Selbstkritik hat ihn nicht zum gehemmten Skeptiker gemacht, sondern zum feinsten Kenner seines eigenen Charakters, zum scharfen Beobachter des menschlichen Wesens überhaupt, der, so oft er negiert, in die Negation den Keim des Positiven legt. Er hat die kleinen alltäglichen, allminütlichen Lächerlichkeiten und Schwächen des Menschen charakterisiert, aber er hat sie zugleich psychologisch erklärt und sanktioniert als untrennbare Bestandteile der menschlichen Art. Die Eigenbrödelei und seelische Einsamkeit sind die Voraussetzungen seiner bissigen Kritik an der Gesellschaft, die durch die große Enttäuschung seiner Erfolglosigkeit noch verstärkt wurde.

Alle diese Merkmale des Stendhalschen Geistes sind stärker als in irgendeinem der anderen großen Werke Stendhals ausgeprägt in dem fragmentarischen Roman „Lucien Leuwen", der jetzt in einer mustergültigen Ausgabe im Rahmen der Gesamtwerke

Stendhals im Inselverlag erschienen ist. Dieser Roman, der das Wesen der französischen Gesellschaft in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts enthüllt, ist das unüberprüfte, sozusagen prima vista hingeworfene Produkt eines satirischen, oft sarkastischen Verstandes. Was jedoch viel wichtiger ist, als dieses: es ist die Charakterschilderung eines Menschen, der, ein Mittelstück des Julien des „Rouge et noir" und des Fabrizio der „Chartreuse de Parme", alle Züge des Dichters selbst trägt, die uns aus seinen autobiographischen Hinterlassenschaften („Das Leben eines Sonderlings", Inselverlag) bekannt sind. Hier enthüllt er die Torheit und ungewollte Komik eines Gedankens, einer Handlung, eines Impulses, dort schafft er das psychische Fundament mit solcher Meisterschaft, daß das Fehlen jener Torheiten ein Manko im Charakterbild des Helden sein würde. Das Fragmentarische, nämlich die fehlende Überarbeitung, ist zugleich der große Vorzug des Fragments. Hier spricht der unverfälschte Geist Stendhals zu uns, der zu den klarsten und schöpferischsten Köpfen des 19. Jahrhunderts gehörte. Die Fabel des Romans ist bis zu dem Punkt durchgeführt, daß der Schluß leicht ergänzbar ist. Die exakte Arbeit von Herausgeber und Verlag verleihen dem Werk eine abgerundete Vollständigkeit. Eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem deutschen Buchmarkt der letzten Jahre.

Hans E Friedrich

Meditation. Zwölf Briefe über Selbsterziehung. Von Friedrich Rittelmeyer. Stuttgart, Verlag der Christengemeinschaft 1929. 242 S. 6.50 M.

Wer Rittelmeyer noch in der Neuen Kirche zu Berlin hat predigen hören, der wußte längst, daß dieser begnadete Prediger uns aus dem Johannesevangelium etwas Besonderes zu sagen hat. Der bekam es im Innersten zu spüren, daß die hohen Bilder des vierten Evangeliums vom Brot und Wasser des Lebens, vom Licht und Weinstock, von Weg und Wahrheit unsagbar viel mehr sind als tiefsinnige Gleichnisse, daß sie als Träger göttlicher Lebenskräfte unserem Gemüt sich einprägen, in uns wirksam werden wollen. Sie wollen meditiert, in gedanklicher Konzentration innerlich zu eigen gemacht, als Geistesspeise aufgenommen werden. Übung zur Konzentration der Gedanken ist unumgänglich, das erfahren wir alle beim Gebet. Ist es doch nach dem Zeugnis jenes frommen Mönches schon schwer, das Vaterunser so aufmerksam und bedacht zu beten, daß man bei der zweiten Bitte noch ganz und wirklich bei der Sache ist! Rittelmeyer sagt sehr beherzigenswerte Worte über die Verwahrlosung unseres Gebets.

Der Begriff Meditation wird allerdings denen etwas bedenklich vorkommen, die im Verkehr mit Gott nichts von eigener Anstrengung wissen wollen, sondern lediglich „seine Strahlen fassen und ihn wirken lassen" mögen. Aber für Rittelmeyer ist Meditation alles Andere als selbstgewählte Heiligkeit und eigene Mache. Er versteht vielmehr unter „meditieren" ganz einfach dasselbe, was der Evangelist von Maria erzählt: „Sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen."

Versenken wir uns nun in das Johannesevangelium, so lehrt uns Rittelmeyer dabei immer wieder auf das Zentralwort schauen, in dem alles sich zusammenschließt: „Ich bin die Liebe". Dieses Wort entfalten wir, indem wir zunächst in den sieben „Ich bin"-Worten uns das „Ich" zum Erlebnis werden lassen. Dann in den sieben sogenannten Leidensstufen „die Liebe" in ihrer göttlichen Offenbarung betrachten. Und schließlich in den sieben „Zeichen des Johannesevangeliums das ‚bin' in seinem wirklichen Erdenleben anschauen und in uns aufnehmen". Wir sollen uns zunächst in ein tägliches göttliches Atemholen einüben, wie ja auch das natürliche Atmen, wenn es richtig sein soll, geübt werden muß. Es kommt dann ein großer Rhythmus in unser Leben, ein Einatmen, wenn wir das Wort Frieden meditieren, und ein Ausatmen, wenn wir das Wort Liebe meditieren. Es ist wie das Aus- und Eingehen im „Vater", das dem verborgenen Lebensrhythmus des Christus selbst entspricht. Dem Rhythmus der Christusverkündigung des Johannesevangeliums, dessen erster Teil „Ich komme vom Vater" sagt und der zweite Teil „Ich gehe zum Vater". So will Rittelmeyer in diesen geistvollen Betrachtungen zu dem Höchsten führen, „wozu wir in der Meditation aufsteigen können: daß wir einfach in Christus hineinschauen und hineingehen, in ihm sein und leben lernen".

Die anthroposophischen Hintergründe der Betrachtungen werden nicht verhüllt, machen sich aber nicht unangenehm bestimmend bemerkbar. Man kann das ganze Buch in tiefer Andacht als Erbauungsbuch höheren Stils lesen. Gustav von Rohden

Albert Schweitzer wieder in Lambarene

Kurz nach Weihnachten vorigen Jahres ist D. Albert Schweitzer mit seinen Reisebegleitern in seinem Urwaldspital eingetroffen. Während der Ausreise hat er das letzte Kapitel der „Mystik des Apostels Paulus" für den Druck beendet, und jetzt widmet er sich wieder seinem Werke, das, in jeder Hinsicht selbständig und unabhängig, als „Liebestat von Menschen in Europa gedacht ist, denen die Not ferner Kranker, die ohne ärztliche Hilfe sind, zu Herzen geht; es hofft auf Dankbarkeitsspenden von Kranken, die in Europa durch ärztliche Kunst gerettet wurden". Frau Emmy Martin, Kork bei Kehl (Baden), vermittelte uns nachstehenden Brief Albert Schweitzers von seiner Ausreise und von seiner Ankunft.

Lambarene, den 8. Januar 1930.

Zu vieren fahren wir am Freitag, den 29. November, aus dem Straßburger Bahnhof in die Nacht hinaus: meine Frau, die Ärztin Fräulein Dr. Anna Schmitz, die in Bakteriologie ausgebildete Pflegerin Frl. Secretan und ich. Zum Glück ist der Zug fast leer, sodaß wir uns alle ausstrecken und schlafen können. Still verbringen wir in Bordeaux den 1. Advent. . . Am Dienstag Abend, den 3. Dezember, gehen wir an Bord. . . Vor Ende der Flut müssen wir eine bestimmte Stelle der Gironde erreicht haben, die Schiffe mit größerem Tiefgang nur bei hohem Wasser passieren können. Plötzlich wird alles still. Das Zittern des Schiffsleibes hört auf, die Maschine setzt aus. Sirenentöne. Das Schiff ruft die entschwundenen Schleppdampfer zu Hilfe wieder herbei, weil die Maschine defekt geworden ist. Sie bringen uns an den Kai zurück. Die ganze Nacht wird an den Maschinen gearbeitet. Viele Passagiere benutzen die so unverhofft gewonnene Zeit, um, wie ich, noch Briefe zu schreiben, die noch von Bordeaux abgehen sollen. Man hatte dem Schiffe versprochen, daß es sich bei seiner Rückkehr von Congo, Ende November, in Reparatur begeben dürfe und durch ein neues ersetzt würde. Das wurde aber nicht rechtzeitig fertig. So muß es nochmals im alten Zustand eine Reise machen,

Am nächsten Morgen fahren wir endgültig ab. Kaum sind wir aus der Gironde heraus, so sinkt das Barometer auf Sturm. Vier Tage lang werden wir im Golfe von Biskaya übel geschüttelt. Aber die Maschine hält sich wacker. In der Nacht des zweiten Adventsonntages werden Sterne am Himmel sichtbar. Durch drahtlose Telegraphie erfahren wir, daß in diesem Sturme ein italienischer Dampfer im Golfe von Biskaya gesunken ist. . . Am 23. Dezember gegen Mitternacht kommen wir in Port Gentil (Kap Lopez) an. Aus der Ferne sieht man die Lichter der Häuser durch die dunkle Nacht. Eine rechte Freude über das Ende der Seefahrt will in mir nicht aufkommen, weil die Sorge um die 128 Kisten auf mir lastet. Wie soll ich das alles in den wenigen Stunden bis zur Abfahrt des Flußdampfers verzollen und umladen? ... Diesen Sorgen macht Frl. Mathilde Kottmann, die zu meiner Überraschung in der Nacht an Bord erscheint, ein Ende. Auf die den letzten Briefen entnommene Kunde hin, daß ich mit so viel Gepäck reise, ist sie mit dem Motorboot ans Meer heruntergekommen, um mir zu helfen. Mit dem Kapitän des Flußdampfers, den sie schon in Krankheit gepflegt hat, hat sie ausgemacht, daß er die Abfahrt so weit wie möglich hinausschiebt. Den Vertreter der Schiffahrtsgesellschaft hat sie bewogen, daß für meine Kisten und Koffer ein besonderer Leichter zur Verfügung steht, der sie nach der Verzollung sofort auf den Flußdampfer bringt. Um 4 Uhr nachmittags ist die Verzollung und das Umladen erledigt. Daß die Verzollung im Verlauf weniger Stunden vor sich gehen konnte, verdanke ich den genauen Listen, die Frau Martin und Frl. Emma Hausknecht von allen Kisten angefertigt hatten. Art, Gewicht und Wert jedes, auch des kleinsten verpackten Gegenstandes sind auf ihnen verzeichnet; alle erforderlichen Rechnungsbelege sind ihnen angeheftet. „Wenn alle Passagiere solche Listen hätten, wäre unsere Arbeit ein Spiel", sagt mir der Zollbeamte.

Am Heiligen Abend, bei Einbruch der Dunkelheit, bringt uns Frl. Mathilde Kottmann mit dem Motorboot auf den Flußdampfer. ... Um 10 Uhr nachts fahren wir über das dunkle Meer dem fernen, an einem Baum befestigten Lichte zu, das die Einfahrt in den Ogowe anzeigt. Immer wieder müssen wir uns zur Vorstellung zwingen, daß es Heiliger Abend ist. Auf dem Schiffe merkt man nichts davon. Drei Grammophone schreien durcheinander. Auf dem Oberdeck spielen die wenigen weißen Fahrgäste Karten; auf dem Unterdecke schwatzen die Schwarzen. Aber siehe, durch das Dunkel funkeln Sterne vom Himmel herunter. — Jetzt sind wir im Walde. Ergriffen schauen meine Frau und ich die ins Wasser hineinragenden Mangrovienbäume an, zwischen denen wir im Frühjahr 1913 miteinander den Fluß hinauffuhren. Es wird ein schöner, stiller Weihnachtstag auf dem Schiff. Auch unsern Fahrtgenossen wird bewußt, daß Feiertag ist. Am Nachmittag kommt, wie von selbst, ein Gespräch über religiöse Fragen in Gang.

Am Vormittage des St. Stephanstages holt uns Frl. Mathilde, die Tag und Nacht durchgefahren war, mit dem Motorboote ein, während wir Holz für die Maschine laden. Mit den beiden Neuen, die sie mitnimmt, fährt sie alsbald weiter, unsere Ankunft in Lambarene zu melden und alles für den Transport der 128 Kisten vorzubereiten. Bei unserer Ankunft in Lambarene überrascht sie mich mit der Nachricht, daß eine Holzfirma uns auf ihre Bitten hin ihren gerade in Lambarene weilenden großen Motorleichter zur Verfügung stellt. Eine andere Firma überläßt uns zwanzig Schwarze zur Verladungsarbeit. Während des Verladens kommt Joseph an. Von weitem erkenne ich ihn an der Art, wie er beim Gehen die Arme schlenkert. Er ist immer noch derselbe liebe Mensch. Reich ist er beim Holzhandel nicht geworden. Gegen Abend sind die 128 Kisten auf dem Leichter. Wir fahren ihm voraus, um das Ausladen vorzubereiten.

Wie die Gefühle beschreiben, die meine Frau und mich bei der Einfahrt aus dem großen Flußarm in den kleinen, an dem das Spital liegt, bewegen! Am Strande warten die Insassen des Spitals mit Fackeln auf uns. Während die Anderen die Mobilmachung für das Ausladen der Kisten betreiben, machen meine Frau und ich einen kurzen Rundgang durch das neue Spital, das sie noch nicht kennt. Beim Scheine der Fackeln

und Laternen, unter großem Geschrei, werden die Kisten ausgeladen und in zwei großen Haufen aufgeschichtet, die mit Zelttüchern bedeckt werden. Nachdem zwei Wächter angestellt und gehörig vermahnt sind, sich des Schlafens zu enthalten, können wir uns endlich zur Ruhe begeben. ... Am Silvesterabend findet die Weihnachtsbescherung statt. Sie mußte verschoben werden, weil die Geschenke erst in meinen Kisten ankamen. Beschenkt werden die Heilgehilfen und das Nebenpersonal des Spitals, der Koch und seine Helfer, die Boys und alle Frauen, die ständig oder aushilfsweise mit der Wäsche oder beim Flicken beschäftigt sind, ebenso wie diejenigen, die das Palmöl bereiten; im Ganzen an die 35 Leute.

Ach, das Auspacken der Kisten! Welche Schätze kommen da zum Vorschein! Wie dankbar sind wir den Freunden, die uns die guten Decken, das Getüch, die herrlichen Konserven, das Dörrobst, das wunderbare Dörrgemüse, den Käse und andere so wertvolle Dinge mitgegeben haben!

*

Lambarene, den 9. Januar 1930.

Langsam arbeite ich mich wieder in die Tropenmedizin und den Betrieb meines Spitals ein. Wie froh bin ich, meinen lieben Genossen Dr. Lauterburg hier vorzufinden. Eigentlich sollte er schon wieder in Europa sein. Da aber Herr Dr. Karl Hediger und Herr Dr. Hans Stalder im Herbst nach Hause mußten, und dann Frl. Dr. Ilse Schnabel für die große Arbeit allein hier gewesen wäre, harrte er bis zu meiner Ankunft aus. Nie werde ich ihm und seiner Frau genug dafür danken können. An Damen sind zur Zeit hier: Frl. Mathilde Kottmann, Frl. Gertrud Koch, Mrs. E. E. B. Russell, eine Engländerin, Frl. Madeleine Sautter, Frl. Olga Wieber und Frl. Emmy van-Steen, eine Holländerin. Frl. Mathilde besorgt die Einkäufe, führt die Rechnungen und beschafft die Lebensmittel für die Ernährung des Spitals. Frl. Gertrud hat den Haushalt unter sich, der ihr dadurch kompliziert wird, daß sie ständig etwa acht weiße Kranke zu beherbergen und zu beköstigen hat. Mrs. Russell führt mit den Leichtkranken und den Begleitern der Kranken den Kampf gegen Gras und Gebüsch, die allenthalben im Spital und um das Spital herum wieder hochkommen wollen, besorgt die Pflanzung und legt Wald um, um sie zu erweitern. Frl. Madeleine, Frl. Emmy und Frl. Olga sind im Spital tätig. Das Spital ist stärker besetzt als zu meiner Zeit. Es beherbergt etwa 250 schwarze Kranke. Vor einiger Zeit, als wieder eine schwere Dysenterie-Epidemie herrschte, waren es Monate hindurch über 300! . . Manche Bauten sind in diesen zwei Jahren zu den anderen hinzugekommen. Daß ein weiteres Wohnhaus für uns mit vier Zimmern fertig wurde, ist hauptsächlich das Verdienst von Frl. Emma Hausknecht, die 1928 nicht eher in Urlaub ging, als bis der von ihr angeleitete schwarze Zimmermann Momenzalie es vollendet hatte. Im Rohbau hatte es noch Herr Hans Muggensturm aufgestellt.

Neu für mich ist auch die Pumpe, die jetzt an dem von mir gegrabenen Brunnen angebracht ist. Gehe ich dort durch, so verweile ich immer und sehe den Schwarzen zu, die das klare Wasser in ihre Gefäße pumpen. Oft kommt es vor, daß ein braves Negerweib, das noch nie einen Brunnen gesehen hat, sich von den Andern erklären läßt, wie man den Schwengel handhabt, nachher aber doch nicht damit fertig wird, daran herumleiert ohne Wasser zu bekommen, und zuletzt jemand, der damit umzugehen weiß, zu Hilfe rufen muß.

Große Sorge macht uns die Beschaffung der Nahrungsmittel für die vielen schwarzen Kranken. Seit Monaten herrscht wieder Mangel an Bananen und Maniok. Durch den Holzhandel in Anspruch genommen, haben die Eingeborenen es versäumt, genügend Pflanzungen anzulegen. Eben, während ich dies schreibe, fährt Herr Zuber mit dem Motorboot ab, um sich in einen an die 70 km entfernten, abgelegenen See zu begeben, wo wir in einem Dorfe Vorschuß für Bereitung von Maniok gegeben haben. Wir brauchen dieses Nahrungsmittel für die Beri-Beri-Kranken, die keinen Reis vertragen. Aber nicht einmal Reis finden wir in genügenden Mengen. Da er hier leicht verdirbt, legen sich die Handelshäuser keine größeren Vorräte davon an.

So bin ich, mit meinen Helfern und Helferinnen, wieder ganz in den Afrikasorgen drin. So schwer sie uns oft bedrücken, tragen wir sie geduldig, weil wir hier so viel Gutes tun dürfen, und weil uns die lieben Freunde in Europa die schwerste Sorge, die sonst auf so vielen Liebeswerken lastet — die um die materielle Existenz des Unternehmens — abnehmen. Mögen sie in diesen Zeilen unser aller tiefen Dank dafür ausgesprochen finden und ihnen aufs neue die Gewißheit entnehmen, daß mit den Mitteln, die sie uns zur Verfügung stellen, viel Elend unter den Ärmsten der Armen gelindert wird. Was das Lambarene-Spital für das Ogoweland bedeutet, darüber durfte ich bei dem Wiedersehen mit weißen und schwarzen Bekannten in diesen Tagen so manches Herzbewegende hören.

Dies stärkt mir den Mut zur Bitte an die Freunde in Europa, weiterhin Opfer für uns zu bringen.

Mit lieben Grüßen Albert Schweitzer.

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

1. Die Amerikanische Bibelgesellschaft

Es entspricht ganz dem amerikanischen Superlativ, daß nun die Amerikanische Bibelgesellschaft an die Spitze aller Bibelgesellschaften der Welt getreten ist, nachdem sie im Jahre 1928 mehr als elf Millionen Bibeln und Bibelteile gedruckt und verbreitet hat. Mit der Britischen Bibelgesellschaft zusammen ist sie heute eines der größten und mächtigsten Missionswerke. Was wäre die Mission ohne die Arbeit der Bibelgesellschaft! In China allein hat die Amerikanische Bibelgesellschaft in einem Jahre 4 794 730 Bibeln und Bibelteile verbreitet, in Japan 1 056 116.

Diese Veröffentlichungen wurden, laut dem letzten Jahresbericht der Gesellschaft, einem stattlichen Bande, in 181 Sprachen gedruckt. In den 113 Jahren ihres Bestehens hat die Bibelgesellschaft 205 096 251 Bibeln und Bibelteile veröffentlicht. In dem genannten Bericht wird über eine interessante Studie berichtet, die die Gesellschaft über die Kenntnis der Bibel im amerikanischen Volk anstellte. Dabei wurde gefunden, daß sie in vielen amerikanischen Heimen ganz unbekannt ist. Die Unkenntnis der Bibel scheint vor allem auf den weit zerstreuten Farmen groß zu sein. Dasselbe wird wohl für die Industriezentren gelten. Diese Feststellung ist auch für die soziologische Struktur der Kirchlichkeit in Amerika bedeutsam. Der mittlere und kleinere Bürgerstand ist auch hier der Hauptträger der Kirche. Die Überflutung des Mississippitales wurde daher für die Gesellschaft zu einem Anlaß, die Versorgung zahlloser Heime mit Bibeln sich zur Aufgabe zu machen, ebenso die Versorgung der Marine mit Bibeln. Eine besondere Gospel reading campaign wurde organisiert. Für die kirchliche Versorgung der Einwanderer wird eine zweisprachige Ausgabe gedruckt.

Welche Bedeutung das fremdsprachliche Problem für die Bibelgesellschaft hat, sieht man an der Tatsache, daß allein an der Atlantischen Küste Bibeln in 50 Sprachen verteilt werden.

Die Bibelgesellschaft hat ebenso wie die Mission einen hervorragenden Anteil an der ungeheuren Verständigungsarbeit zwischen den Kirchen. Denn auch hier, wie in der Mission, mußte eine Arbeitsteilung und Abgrenzung des Arbeitsgebiets stattfinden, wenn sich die Gesellschaften nicht die wildeste Konkurrenz machen sollten. Lateinisch-Amerika ist natürlich ein Hauptfeld der amerikanischen Bibelarbeit. Auch hier zeigt sich, wie die evangelische Arbeit die katholische stimuliert. Infolge der nordamerikanischen Bibelverteilung wurden allein in Buenos Aires 100 000 katholische spanische Bibeln unter den Katholiken verteilt, besonders unter dem Einfluß des Kardinals Ferrari. Die protestantische wie die katholische Bibelgesellschaft haben durch ihre Anstrengung den gegenseitigen Vertrieb gefördert.

In Europa ist Wien das Druckereizentrum namentlich für den nahen Osten geworden, obschon Österreich selbst zum Verteilungsgebiet der Britischen Bibelgesellschaft gehört, mit der selbstverständlich auch eine Arbeitsteilung stattgefunden hat.

Die Einführung des europäischen Alphabets in der Türkei, sowie überhaupt die Förderung der Lese- und Schreibkunst im Orient, hat sofort die Tätigkeit der Bibelgesellschaft gesteigert. Die Amerikanische Bibelgesellschaft arbeitet in 36 Ländern, dient aber noch viel mehr Ländern durch Zusammenarbeit mit den einheimischen Gesellschaften. Sie gewährt z. B. auch europäischen Bibelgesellschaften Beiträge.

Rußland ist heute für die Bibel verschlossen. Vor der Verfolgung gelang es zeitweilig durch Kauf einer Lizenz Bibeln in kleinen Quantitäten einzuführen. Aber seither ist auch diese Einfuhr von Bibeln unterbunden worden. Einzelne Bibeln kamen zurück mit der Aufschrift: Zurück! Verbotene Ware! Bischof Nuelsen kaufte einen ganzen Waggon voll der sequestierten orthodoxen Bibeln zur Verteilung. Es war ihm auch gelungen, die Druckerlaubnis für Bibeln in Rußland selbst von der russischen Regierung zu erwirken. Die Bibeln wurden sogar in der Regierungsdruckerei gedruckt und massenhaft namentlich von Baptisten und Evangeliumchristen gekauft. Mit der Verfolgung wird das auch aufgehört haben. Als kürzlich die russischen Flüchtlinge in Deutschland anlangten, stellte die Amerikanische Bibelgesellschaft sofort einen Betrag zur Anschaffung von Bibeln zur Verfügung.

Die Herausgabe der Bibel bedeutet selbstverständlich auch eine andauernde wissenschaftliche Leistung, denn an der Verbesserung der Übersetzung muß andauernd gearbeitet werden.

In Amerika ist die Bibelverteilung ein Anliegen der Kirchen selbst. Das kommt schon im Komitee zum Ausdruck, wo neben dem Präsidenten Hyde eine ganze Anzahl kirchlicher Führer vertreten sind. 44 Denominationen haben im Jahr 1928 der Bibelgesellschaft einen Beitrag von über 212 000 Dollar geleistet. Die Amerikanische Bibelgesellschaft steht auch im offiziellen Kirchenbudget von nicht weniger als zehn Kirchen.

Das Gesamteinkommen der Bibelgesellschaft betrug im Jahre 1928 107 709 797 Dollar.

2. Eine Vereinigte Kirche von Nord-Amerika?

Amerika ist immer noch das eigentliche Land des Denominationalismus, aber gleichzeitig auch das Versuchsland für die Idee des Kirchenbundes. Einer Stärkung der Bundesidee ging in den letzten Jahren, namentlich nach dem Zusammenbruch des Inter-Church-World-Movement, eine Steigerung des konfessionellen Bewußtseins parallel. Das eigentliche kirchliche Leben pulsiert auch heute tatsächlich vor allem in den einzelnen konfessionellen Kirchen. Im Federal Council hat sich die Bundesidee des amerikanischen Protestantismus einen mächtigen, aber immerhin noch steigerungsfähigen Körper geschaffen. Das Federal Council stellt die reinste Fassung der föderativen Idee auf demokratischer Basis dar. Es schien eine Zeitlang, als ob der föderative Grundsatz überhaupt die eigentliche große Gemeinschaftsidee des Protestantismus werden müßte.

In jüngster Zeit hat aber die Idee einer organischen Union stärkere Fortschritte gemacht. Eine solche will nicht nur Verbündung und Zusammenarbeit der Kräfte, sondern völlige Verschmelzung. Folgende Ursachen fördern dieses erneute Anschwellen einer organischen Einigung einzelner näher verwandter Kirchen:

Erstens geraten heute einige der früheren Trennungsursachen in Vergessenheit. Der amerikanische Bürgerkrieg hatte auch die Kirchen gespalten. So gibt es nördliche und südliche Presbyterianer, Methodisten und Baptisten. Sie sind zwar heute alle im Federal Council verbunden, mit Ausnahme der südlichen Baptisten, die jegliche Zusammenarbeit ablehnen. Aber man sieht heute immer mehr ein, daß eine bittere historische Erinnerung und die damit gegebenen finanziellen Folgen eine Aufrechterhaltung der bisherigen Trennung nicht mehr rechtfertigen. Die Unionsidee muß daher notwendigerweise in den Vordergrund treten. Die Kirchen sind allerdings verschieden reif für diese Idee. Am nächsten stehen ihr heute wohl der Presbyterianismus und der Methodismus. Der Moderator der größten presbyterianischen Kirche, McAfee, behauptete kürzlich, daß die beiden großen Flügel des amerikanischen Presbyterianismus 1933 zu einer Kirche vereinigt sein würden. Die Möglichkeit einer Union zwischen reformierten und einzelnen presbyterianischen Kirchen wird schon jahrelang erwogen. Aber diese Einigung vollzieht sich etappenweise. Die Vereinigung der beiden größeren reformierten Kirchen ist bisher hauptsächlich durch finanzielle Gründe zurückgehalten worden. In der deutschen reformierten Kirche (Reformed Church U.S.A.) findet gegenwärtig auch eine starke Annäherung an die Evangelische Synode statt, die am ehesten der preußischen unierten Kirche entspricht.

Der Methodismus ist ebenso wie in England eigentlich innerlich längst reif — in seiner theologischen Stellung und in seiner praktischen Zusammenarbeit — für eine weitgehende Verschmelzung der gegen 20 methodistischen Kirchen. Nur wirken die Rassenunterschiede noch hemmend, aber auch die Verwaltungsschwierigkeiten, da eine geeinte Kirche natürlicherweise nicht mehr so viele Verwaltungskörper, Seminare und andere Sonderbestrebungen tragen kann.

Ein zweiter Grund für das Anwachsen des Unionsgedankens ist die Einsicht, daß die praktische Arbeit der Kirchen durch einen Zusammenschluß an Kraft und Einfluß nur gewinnen könnte.

Man weiß, daß die amerikanischen Kirchen viel ungescheuter sich mit sozialer und politischer Arbeit befassen, als die europäischen es tun. Der Einfluß einer einheitlichen, geistigen Macht auf die Gesetzgebung, den Staat und die öffentliche Meinung ist ohne weiteres höher einzuschätzen als die sich konkurrierenden Sonderbestrebungen einzelner Kirchenkörper, oder auch die eines Kirchenbundes, dessen Handlungsfähigkeit durch eine demokratische Organisation gehemmt ist.

Die Zustände in den Vereinigten Staaten machen ein solches Eingreifen der Kirchen dringender nötig. Die sozialen und politischen Verhältnisse von Chicago sind z. B. ein solcher Skandal geworden, daß der amerikanische Kirchenbund gegenwärtig eine eigentliche Enquete veranstaltet. Die soziale Aufgabe der Kirche erscheint daher noch ungeheuer groß auch in dem reichen und glücklichen Amerika. Trotzdem muß man sagen, daß heute das Social Gospel, der amerikanische soziale „Aktivismus", vielleicht doch nicht mehr dieselbe Zugkraft hat, wie noch vor wenigen Jahren. Der Fundamentalismus hat doch seine Spuren zurückgelassen, vielleicht auch die theologischen Einflüsse von Europa. Sie verstärken sich heute durch die Bekanntschaft mit der dialektischen Theologie. Religiöse Blätter melden, wie „Gott den Karl Barth auf die Welt losließ". Brunner wurde zu einer Vortragsreise in Amerika aufgefordert. Eben veröffentlicht er ein englisches Buch über The Theology of Crisis, nachdem ein anderes von Barth bereits übersetzt wurde.

Das Social Gospel-Christentum hat sich gegenwärtig aber nicht nur gegen den Fundamentalismus und die eschatologische, auch lutherische Theologie zu wehren, sondern auch gegen andere Ersatzbildungen, wie z. B. The Worship Vogue, die neue kultische Welle, die über Amerika geht. Dieser Einfluß mag mit dem Einfluß des Anglikanismus in Amerika zusammenfallen. Seine sakramentale und kultische Seite wird gelegentlich so stark betont, daß ein Teil dieser Kirche, der anglikanischen Protestant Episcopal Church, am liebsten das Wort Protestant streichen würde.

Immerhin behält das Social Gospel seinen notwendigen Platz. Wie nötig es ist, sieht man z. B. daran, daß gegenwärtig im Senat ein Vorschlag gemacht wird, 50 Millionen Dollar für Arbeitslosigkeit auszusetzen. Selbst das reiche Amerika zählt zeitweise 3—4 Millionen Arbeitslose. Das kriminelle Problem, die Gesetzesübertretung im Gefolge der Prohibition, die Ehemisere, die sexuelle Verwilderung der Jugend, die Arbeitslosigkeit, die Kinderarbeit, die Friedensarbeit, die Rückständigkeit der amerikanischen Arbeiterbewegung, die Rassenfrage, das Kinoproblem sind lauter soziale Fragen, die die Kirchen nicht loslassen können, weil dahinter schwere Bedrohungen auch des sittlichen und religiösen Lebens lauern. Gegenwärtig lehnen sich die Kirchen z. B. gegen den allmächtig gewordenen Einfluß des Kinos auf. Der Tsar der Moovies, Will Hayes, ein kirchlicher Mann, wird gegenwärtig aufs schärfste angegriffen, weil er trotz Versprechen dem unmoralischen Einfluß des Kapitals und der Spekulation auf die Lüsternheit in der Kinoindustrie nicht Einhalt gebot.

Eine der zugkräftigsten praktischen Aufgaben ist die Friedensarbeit der amerikanischen Kirche*). Auch sie hat nur Bedeutung, wenn sie als einheitliche Äußerung des amerikanischen Kirchentums wirkt. Man weiß, daß das Federal Council neben dem sozialen Credo auch ein eigentliches politisches Programm besitzt. Kürzlich fand in Evanston eine kirchliche Studienkonferenz statt, die nicht nur die einschlägigen Fragen studierte, sondern die amerikanischen kirchlichen Kräfte einheitlich zusammenfassen will im Kampfe gegen den amerikanischen Militarismus und Marinismus, gegen die Militarisierung der Jugend, für die Ratifizierung des pan-amerikanischen Schiedsgerichtes, gegen den Schutz amerikanischer Kapitalinvestierung in fremden Ländern, für den Eintritt Amerikas in den Völkerbund und die Neuordnung der Beziehungen zum fernen Osten. Wie sehr dieser Kampf gegen einen Militarismus auch in Amerika nötig ist, zeigt der Fall des Professors Macintosh, dem die Naturalisierung verweigert wurde, weil er keine Waffen tragen wollte.

Ein dritter Grund, der die Kirchen einer Einheit näher bringt, kommt von der Mission her. Die Vorgänge im Fernen Osten, in China, haben die Missionstätigkeit Einzelner und einzelner Kirchen aufs schwerste erschüttert. Das „Christian Century" darf geradezu fragen: „Kann die Mission gerettet werden?" Die Not liegt nicht im Mangel an Geld oder an Missionaren, sondern in der Einsicht, daß man einem solchen Riesenland wie China nicht den abendländischen Denominationalismus bringen kann, weil es dafür gar kein Verständnis besitzt. Wie man weiß, haben auch die Vertreter der jungen Kirchen an den großen Konferenzen in Stockholm und Lausanne aufs kräftigste gegen den Unsinn protestiert, daß das christliche Abendland ein derartig lächerlich zersplittertes, eifersüchtig rivalisierendes, konfessionelles Kirchentum in den Fernen Osten einführen will. Die einheimische, eingeborene Christenwelt selbst, oder etwa ein Führer wie der Japaner Kagawa, der seine Bewegung einfach Friends of Jesus benennt, reagiert aufs stärkste gegen diese konfessionelle Zerklüftung. Wenn auch die organische Einigung gerade der Missionswerke in China wegen des dort vorherrschenden Fundamentalismus undenkbar ist, wirkt doch diese Not auf das amerikanische Kirchentum zurück und legt ihm die Bildung einer strafferen Einheit dringlich ans Herz.

Die Frage einer einheitlichen nord-amerikanischen Kirche erscheint daher ab und zu wie eine erste Schwalbe in den amerikanischen kirchlichen Zeitschriften auch als Kritik gegenüber Konferenzen wie der Generalversammlung des Federal Council in Rochester. Es ist noch ein weiter Weg bis zur völligen Einheit und die Widerstände sind vielfach berechtigt. Immerhin geht der Zusammenschluß einzelner Körperschaften oder Werke andauernd weiter, wenn auch nicht in dem Umfang wie in Kanada. Man kann z. B. hinweisen auf die Union zwischen den Kongregationalisten und der Christian Church, auf die Verschmelzung der ältesten Kirchenzeitung Amerikas, des „Herald of Gospel", die 122 Jahre alt ist, mit der trefflichen kongregationalistischen Kirchenzeitung „The Congregationalist" in Boston.

Die kirchliche Union greift vor allem Platz auf lokalem Boden in der sogenannten Community Church, in der, namentlich in kleineren Ortschaften, Christen von verschiedener denominationeller Herkunft sich eine einheitliche Kirche schaffen. Die Bewegung eines solchen Zusammenschlusses ist besonders stark in Ohio, wo die Vereinigung der Kirche der United Brethren, der Evangelical Synod und der Reformed Church U.S. bevorsteht. Ebenso streben die Lutheraner, die zum zerrissensten Kirchentum Amerikas gehören, einer stärkeren Einigung zu. In Ohio sollen nächstdem die Synoden von Ohio, die Synode von Jowa und die Buffalo-Synode sich zu einer American Lutheran Church zusammenschließen. Ähnliche Bestrebungen gehen dort laut „Christian Century" sogar zwischen Presbyterianern und Methodisten hin und her.

Eine vereinigte amerikanische Kirche der Zukunft würde allerdings eine derartig verführerische Machtentfaltung bedeuten, daß diesem Zukunftsideal gegenüber die Frage nach dem „kleinen Häuflein", der „Schmach Christi", der „Kirche unter dem Kreuz" offen bleiben muß.

Genf Adolf Keller

*) Siehe Keller, „Die Kirchen und der Friede". Furche-Verlag.

Wöchentliche Chronik

Das Sprachenkonvikt für Theologiestudierende in Marburg, Forsthof, wird am 1. Mai eröffnet.

„Die Verkündigung des Evangeliums kann nicht länger das Monopol des ordinierten Pfarrers sein. ... Die Schranken müssen gelockert werden, die heute den evangelischen Religionslehrer einengen. Unmöglich kann der Lehrer und Organist einer Landgemeinde, der durch die Pädagogische Akademie gegangen ist, darauf beschränkt werden, gelegentlich in Vertretung des Pfarrers eine gedruckte Predigt vorzulesen. Ihm müssen neue Vollmachten für die Verkündigung gegeben werden. Auch dem Religionslehrer in der Stadt, zumal dem Religionslehrer, der ebenso wie der Pfarrer das Neue Testament in der Ursprache lesen kann." Otto Dibelius in ED 13

Die Kommunistische Internationale hat für den 1. Osterfeiertag für ganz Europa und Amerika einen Anti-Kirchentag verkündet.

Die CV-Zeitung zählt die 82. jüdische Friedhofsschändung in Deutschland.

Der Johanniterorden erläßt einen Aufruf an die Söhne des evangelischen Adels, in dem es heißt: „Sind viele unserer lieben alten Kasernen geschlossen, unsere Kirchen stehen noch of-

fen und rufen laut nach Männern. Wie vor tausend Jahren unsere Vorfahren das Kreuz genommen haben ... mögen jetzt unsere Söhne, die die Berufung dazu in sich spüren, das geistliche Amt erwählen zum Streit wider den Unglauben." AELKZ 13

Die Berliner Stadtsynode hat in namentlicher Abstimmung den im vorigen Jahre gefaßten Beschluß auf Errichtung eines kirchlichen Krematoriums aufgehoben. VZ 77

Die Georgengemeinde in Berlin, die aus früheren Jahrhunderten große Ländereien besitzt, hat darauf 120 Wohnungen errichtet, bei deren Vermietung sie keine Überschüsse erzielen will; in den nächsten Jahren sollen weitere 1200 Kleinwohnungen errichtet werden.

Von 1925—28 sind in Preußen 63 Kirchengemeinden ohne, 3 mit neuer Pfarrstelle, in bereits bestehenden Gemeinden 142 neue Pfarrstellen begründet. Aufgehoben 2 Kirchengemeinden und 14 Pfarrstellen, einem anderen Pfarramt 56 Pfarrstellen zugeschlagen, 2 Anstaltsgemeinden neu gegründet oder neu anerkannt, 45 Anstaltsstellen neu errichtet, eine aufgehoben. Am 31. 12. 1929 waren vorhanden: 9188 Kirchengemeinden, 6624 besetzt, 691 erledigt, aber wieder zu besetzen, 415 erledigt, bis auf weiteres nicht wieder zu besetzen, 54 Anstaltsgemeinden mit 245 Geistlichen, 10 geistliche Stellen an theologischen Lehranstalten.

Von dem Evangelischen Reichsausschuß für Kommunalarbeit werden Evangelische Blätter für Kommunalarbeit, die die Front der evangelischen Gemeindevertreter zusammenschließen und die evangelischen Nichtwähler mobilisieren wollen, herausgegeben. EPD

Die Unität der Brüdergemeine hat ihren Antrag auf Verleihung der Körperschaftsrechte zurückgezogen. Die Verhandlungen mit den Baptisten sind schon sehr weit gefördert; mit den Altlutheranern schweben Verhandlungen noch. Im Hauptausschuß des preußischen Landtags erklärte der Minister, daß er auch bei den Methodisten, der Evangelischen Gemeinschaft und den freireligiösen Gemeinden in Frankfurt und Wiesbaden grundsätzlich für Verleihung der Körperschaftsrechte eintrete.

Der Verband für Freidenkertum und Feuerbestattung gibt seine Mitgliederzahl für 1930 mit 590 033 Personen an (1922: 261 565) und berechnet sein Verbandsvermögen für 1929 auf 3 705 700 M.

Die Akademie in Braunsberg zählte in den beiden letzten Semestern bei 12 Lehrkräften 31 Studierende. DEK

Der Braunschweiger Landeskirchentag überwies einen Antrag, Verhandlungen mit der Hannoverschen Landeskirche zur Herbeiführung einer Gemeinschaftlichkeit von Einrichtungen beider Landeskirchen aufzunehmen, der Kirchenregierung als beachtliches Material.

In Anhalt ist von der Regierung der Memorierstoff für den Religionsunterricht nach Beratungen des Lehrervereins mit dem Pfarrerverein neu festgesetzt worden.

In Thüringen sind von der Regierung Verhandlungen mit der Kirche und der Lehrerschaft eingeleitet, um eine Änderung des Lehrplans für den Religionsunterricht durchzuführen, bei der die alttestamentlichen Stoffe stärker zurücktreten sollen. Ein Schulgebet, in dem der Not unserer Zeit und unseres Volkes gedacht werden soll, ist in Vorbereitung, soll aber nicht obligatorisch, sondern empfehlend eingeführt werden.

Der Kirchentag von Lübeck genehmigte die dem neuen Gesangbuch einzufügende Ordnung des Gottesdienstes mit neuen Formularen für Haupt- und Nebengottesdienste, darunter für Beichten ohne Abendmahl wie Abendmahlsfeiern ohne Beichte.

Die Zweigstelle des Landeskirchenrats in Ansbach wird aufgehoben und dort eine mit einem Juristen besetzte Landeskirchenstelle errichtet.

Durch die Überschwemmungen in Südfrankreich ist der französische Protestantismus schwer betroffen worden. Unter den Gemeinden des Departements Tarn-et-Garonne sind nur drei durch die Katastrophe nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Etwa 800 Familien sind in mehr oder minder große Not geraten durch die Zerstörung ihrer Häuser und Felder. Die meisten Dörfer sind völlig zerstört, ebenso die Arbeiterviertel von Montauban. Pastor Louis Lafon und seine Tochter wurden nach 24stündiger Anstrengung aus den Trümmern eines zusammengestürzten Hauses gerettet.

Die Kirchenverfassung der aargauischen reformierten Landeskirche ist durch Genehmigung von dem Großen Rat und endgültige Verabschiedung von der Synode in Kraft gesetzt worden.

In einem städtischen „Pfrundhaus" in Zürich sind Morgenandachten, Abendandachten und Kirchengebet gegen den Willen der Insassen verboten worden.

Die Schweizerischen Reformblätter (1859—71 „Zeitstimmen aus der reformierten Schweiz") erscheinen jetzt als „Schweizerisches reformiertes Volksblatt (Reformblätter)."

Die Konferenzen der Bischöflichen Methodistenkirche und der Waldenserkirche in Italien sandten Dankestelegramme an die italienische Regierung für die staatliche Anerkennung.

An der päpstlichen Universität San Apollinare in Rom ist ein neuer Lehrstuhl für vergleichendes Konkordatsrecht errichtet worden.

Die Ausbildung des theologischen Nachwuchses im Bereich der unierten Kirche in Polen wird auf dem evangelischen Alumnat in Lissa, das für 40 Schüler Raum hat, vorbereitet; darnach sollen vier Semester an der Theologischen Schule absolviert werden, deren Studienplan außer den Sprachstudien Einführung in das theologische Studium, Bibelkunde, Exegese, Kirchengeschichte und Philosophie vorsieht. Nach dem letzten Sprachenexamen ist ein Weiterstudium von mindestens vier Semestern erforderlich, worauf die praktische Vorbildung für das Pfarramt im Predigerseminar erfolgt. Der zweiten theologischen Prüfung soll fortan mehr ein praktischer Charakter verliehen werden.

Eine neue katholische Wochenschrift „Zycie Katolickie" wurde von Bischof Scelezek in Wolhynien begründet. Die von Erzbischof Stablewski begründete katholische Wochenschrift Przewodnik Katholicki, jetzt redigiert von Prälat Klos, erscheint in einer Auflage von 200 000 Exemplaren.

Ein neues Missionshaus „Bethel" in Lodz soll in erster Linie der Mission unter den Juden dienen.

Auf dem Gebiete der russischen Kirche gibt es folgende autonome orthodoxe Kirchen: 1. die orthodoxe Kirche in Polen, 5 Millionen, nur Russen; 2. Litauen 50 000, fast nur Russen; 3. Lettland 200 000, $^2/_3$ Russen, $^1/_3$ Letten; 4. Estland 200 000, 150 000 Esten, 50 000 Russen; 5. Finnland 70 000, davon 17 000 Russen; 6. Georgien 2 Millionen, fast nur Georgier.

Das antireligiöse Museum in Leningrad gibt bekannt, daß 54 % der orthodoxen, 6,8 der römisch-katholischen, 3,6 der lutherischen, 4,3 der jüdischen, 2,8 der ritualistischen, 3,1 der muhammedanischen, 6,4 der baptistischen Kirchen von der Regierung geschlossen sind. VolksblfdkathD 1

Die freier gerichteten Protestanten Schwedens haben sich unter Führung von Professor E. Linderholm zu einem „Religiösen Reformverband für Schweden" zusammengeschlossen. Man fordert, ausgehend von Jesu eigenem Evangelium von Gott und seinem Gottesreiche, seinem Gottesglauben und seiner Gottesanbetung eine vereinfachte und vertiefte religiöse Anschauung im Geiste des Evangeliums ohne dogmatische Bindung. FVK

Kemal Pascha hat verfügt, daß auf den Minarets der Moscheen große Lautsprecher, die von einer gemeinsamen Sendestation zu den Gebetsstunden bedient werden, angebracht werden, wodurch die Kosten für den Muezzin erspart werden.

In Palästina sind 1925—28 99 798 Juden eingewandert und 26 261 ausgewandert, am meisten 1925: 33 801, 1928 nur noch 2178. Der Überschuß der Einwanderung über die Auswanderung betrug 1925: 31 650, 1928: 10. NNadMorgl 1

Ein Geheimbefehl des sozialen Wohlfahrtsamtes in Tsinanfu in China spricht davon, daß der Einfluß des Christentums auszurotten sei; aber man solle nichts gegen die fremden Missionare unternehmen, damit die Verhandlungen über die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit nicht gestört würden. EPD

Die 1925 erfolgte Gründung der amerikanischen Vereinigung zur Förderung des Atheismus hat unter den Akademikern einen „Verein der verdammten Seelen" und unter den höheren Schülern einen Verein der Gottlosen, Zweig der „Liga junger Atheisten", ins Leben gerufen. Am Neujahrstag ist der erste atheistische Missionar nach Schweden gesandt worden. ED 13

Das Kollegium der Leipziger Mission hat die erste Kirchenverfassung für die evangelisch-lutherische Kirche in Ostafrika erlassen: 4 Kirchenkreise, jährliche Kreiskirchentage, alle zwei Jahre unter Vorsitz des Missionsseniors ein allgemeiner Kirchentag für alle weißen und schwarzen Missionsarbeiter.

Von Personen. Berufen: der bisherige Kultusminister D. Karl Becker zum Ordinarius für Islam in Berlin. Die Leitung des China-Instituts in Frankfurt a. M. wurde dem Professor D. Wilhelm Schüler in Berlin übertragen. Promoviert: Professor Philippe Bridel in Lausanne und Professor Auguste Lemaitre in Genf zu DD. von Paris. Gewählt: Ministerialdirektor a. D. Dr. Friedrich Conze in Berlin zum Präsidenten des Evangelischen Bundes. Gestorben: in Kopenhagen D. Edvard Lehmann, Professor der Religionsgeschichte in Berlin und Lund; in Warschau der Führer der polnischen Nationalkirche evangelischer Richtung Pfarrer M. Piechocinski, beigesetzt auf dem Friedhof der evangelischen Gemeinde. ESt

Verschiedenes

Kameradschaft. Man schreibt uns:

Unter diesem kennzeichnenden Wort ist neuerdings der Dienst an der evangelischen Knabenwelt Deutschlands, der seit Jahren durch das evangelische Jungmännerwerk getan wird, einheitlich zusammengefaßt worden. Er soll noch im laufenden Jahre in allen Teilen des Reiches großzügig ausgebaut werden. Neben einer stattlichen Anzahl von kleineren Erholungslagern für Knaben im schulpflichtigen Alter, wie sie sich in der Praxis des letzten Jahrzehntes gegenüber großen Massenlagern besonders bewährt haben, sind auch einzelne größere Lager in der Form von „Kinderdörfern" ins Auge gefaßt. Bei einer Beratung, die Anfang Januar am Sitz der Reichsleitung in Kassel-Wilhelmshöhe unter Leitung von D. Erich Stange stattfand, ergab sich die interessante Feststellung, daß die Zahl der Verpflegungstage in Schülerferienlagern innerhalb der evangelischen Jungmännerbünde Deutsch-

lands im abgelaufenen Jahre 1929 bereits 187 000 erreicht hat. Das entspricht etwa einem Gesamtaufwand von 350 000 M. Dabei stehen für die Durchführung dieser Lager vielfach die großen Jugenderholungsheime der evangelischen Jungmännerbünde zur Verfügung, während mit der Verwendung von Zeltlagern für das schulpflichtige Alter ungünstige Erfahrungen in gesundheitlicher und organisatorischer Beziehung gemacht worden sind.

Politik

Es will politisch ein Neues werden in Deutschland, aber keine Kraft zu gebären ist da. Wer unpolitisch ist, der schließe sich mit um Hindenburg zusammen, in der Flucht der Verhandlungen und Ereignisse den ruhenden Punkt. Wir können nicht dankbar genug dafür sein, daß wir ihn haben. Wer aber irgend politische Gaben besitzt, soll sich in die Fragen und Nöte rechtschaffen hineinarbeiten, die den Verantwortlichen oben so viel zu schaffen machen. — Man hat der Christlichen Welt oft vorgeworfen, daß sie zu viel Politik treibe. Viel zu wenig! sage ich. Viel zu zurückhaltend sind wir geworden. Ich habe meine Freude daran, wie tapfer Pfarrer Gauger in der neuesten Nummer 15 von „Licht und Leben" seinen Gemeinschaftsleuten das öffentliche Interesse zumutet. Daß ich nicht mit ihm gehe, ist Nebensache. Es muß von allen Seiten gearbeitet werden. Und gearbeitet wird, wo Gründe ins Feld geführt werden. Bloße Affektpolitik ist ganz wertlos. — In der steckt aber unsre Jugend weithin drin, vornehmlich die akademische. Ihre Affekte verstehen wir schon. Aber es ist blinder Größenwahn, wenn sie das für Politik ausgeben. Schicken ihre Resolutionen sogar an die fremden Regierungen. Ich denke an die Sätze, zu denen man sich am 16. März einigte, und die von der symbolischen Handlung begleitet waren, daß man den Versailler Frieden, den Locarno-Pakt, den Young-Plan und den Polenvertrag feierlich zerriß. Die lange Erklärung wird den wenigsten unserer Leser bekannt geworden sein. (Berliner Akademische Zeitung, März.) Unterzeichnet ist sie von 66 (! zum Teil recht großen) Jugendverbänden, darunter Schwarzburgbund, Wingolf und — gewiß vornehmlich berufen — der „Bund evangelisch-lutherischer Jungfrauenvereine in Preußen". Wir bezweifeln einfach das sittliche Mandat dieser Jünglinge und Jungfrauen zu solcher Kundgebung. Aber wer hat denn nun in Wirklichkeit unterschrieben? Und welche Verbindlichkeit hat die Erklärung für die einzelnen Mitglieder?

— Zu den Sachen kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken. Unsre Landwirtschaft baut Roggen, und dem Roggenbau muß aufgeholfen werden. „Wären wir ein Volk von Idealisten, so würden wir vom Weizenbrot zum Roggenbrot übergehen." So Minister Dietrich am 24. März. Also nicht mal das kriegen die Deutschen fertig? Man erwiderte mir: Roggenbrot sei nichts für einen schwachen Magen. Offenbar, wir sind ein Volk mit schwachen Mägen.

— Rußland. Vielen Dank für die verständnisvollen und fördernden Briefe, die uns der Appell in Nr. 7 eingetragen hat. Es handelt sich natürlich um ein ganz privates Vorhaben! Umsomehr: Interessenten herbei! R

Versammlungskalender

20. April Gesellschaft für evangelische Pädagogik Bielefeld
22.—23. April Bund für Gegenwartchristentum Jena
24. April Religionspädagogische Konferenz Bielefeld
24.—26. April Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Erfurt
24.—27. April Evangelischer Reichselterntag Bielefeld
24.—29. April Verband für Volksmission Brückenberg Kirche Wang
27. April bis 16. Juli Sozialpolitischer Lehrgang Habertshof
1.—7. Mai Sexual-Ethische Schulungswoche Hamburg
18. Mai Luthertag Coburg
24.—26. Mai Evangelische Frauenhilfen Deutschlands Königsberg
7.—14. Juni Neulandtag Eisenach
10.—12. Juni Evangelisch-Sozialer Kongreß Breslau
23.—25. Juni Deutscher Alkoholgegnertag Dresden
25. Juni Gedenkfeier der Augsburgischen Confession Augsburg
26.—30. Juni Deutscher Evangelischer Kirchentag Nürnberg
7.—12. September Reformierter Weltbund Elberfeld
8.—27. September Laienführerkursus Comeniushaus Spandau
10.—14. September Evangelischer Bund Coburg
14.—18. September Gustav Adolf-Verein Stuttgart
22.—25. September Lutherisches Einigungswerk Augsburg
2.—4. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Augustusburg
6. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt, Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 14: Eine unglaubliche Behauptung (Fuckel). Christentum und Sozialismus (Hahn). Es haben die Sonnenstrahlen die Erde wachgeküßt (E. W. Schmidt). Er lenkt ihnen allen das Herz (R. Köhler). Aus Luthers Entscheidungsjahren (Vorwahl). Der Sturm im Wasserglase? (Behm). Von gestern und heute (Noch einmal das Lehrbuch Schowalters! Die Mittelpartei und der neue preußische Unterrichtsminister, Die Berliner Stadtsynode, Unsere Amtskleidung, Zweikampf Moskau-Rom u. a.). Büchertisch.

Die Sentimentalität des 18. Jahrhunderts!
Seelenkundliche Deutung eines Zeitalters!

MAX WIESER
Der sentimentale Mensch
Gesehen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert
Preis gebunden fünf Mark

Aus einer sehr gründlichen Kenntnis der nicht leicht zugänglichen Literatur baut er sein Bild des sentimentalen Menschen auf. Als das Merkwürdige der Sentimentalität des 18. Jahrhunderts wird hervorgehoben, daß hier die Sentimentalität des Einzelnen zugleich die sentimentale Erkrankung der meisten Menschen jenes Zeitalters ist. Interessante Gedanken bringt der Paragraph über die Auswirkung des sentimentalen Menschen in Ethik, Politik und Religion. In großem Überblick wird das Auftreten des sentimentalen Menschen in den verschiedenen Kulturkreisen verfolgt. Ein gehaltvolles und reiches Werk! Lit. Berichte aus dem Gebiete der Philosophie

Das große Verdienst des ebenso lebendigen wie gelehrten Werkes liegt darin, daß es auf dem Hintergrunde einer universellen Kulturbetrachtung und unter Verwertung der Freud-Blüherschen Theorie den anfangs ideologisch, später mehr schöngeistig gefärbten Typ des deutschen Menschen der Barockzeit schildert, der unter dem Einfluß Frankreichs und unter Vermittlung Hollands von der europäischen Krankheit einer falschen Verinnerlichung ergriffen wurde. Vossische Zeitung

Ein umfangreicher wissenschaftlicher Apparat erschließt erstaunlich reiche Quellen, und es ist ein wirklich fesselndes Buch entstanden, das nicht nur dem Historiker, sondern jedem Gebildeten wertvoll werden kann. Akadem. Blätter

Eine neue, bisher kaum gekannte Landschaft der Geistesgeschichte wird hier in souveräner Beherrschung des Stoffes vor dem Leser gezeichnet; das Buch wird ein nicht zu missender Beitrag für jeden sein, der sich mit dem Problem der modernen Kultur beschäftigt. Klingsor

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Evangelischer Diakonieverein E.V.
Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

„Allzusehr Ausdruck einer Krisenstimmung

ist die Kulturbetrachtung der dialektischen Theologie!" *) Die Krisis hat ihren Höhepunkt überschritten und ihre Aufgabe, neue Anregungen zu geben und neues Leben zu wecken, erfüllt. Nun gilt es aber auch, über sie wirklich hinauszukommen und den Gärungsprozeß endgültig zu überwinden! *) (Die Schwarzburg)

G. Wobbermin zeigt uns den Weg in:
Richtlinien evangelischer Theologie zur Überwindung der gegenwärtigen Krisis
1929. 145 Seiten. Groß-Oktav. Rm. 7,50

Inhalt: Die gegenwärtige Krisis der evgl. Theologie — Theologie und Wissenschaft — Theologie, Psychologie und Ethik — Die Kirche — Die Offenbarung — Der Glaube — Die heilige Schrift — Zur Literatur

Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen

Krieg unter Christen?
Ein Holländer zur Kriegsfrage!

Demnächst erscheint:

Der Sündenfall des Christentums

von

G. J. Heering

Universitätsprofessor in Leiden

Aus dem Holländischen übersetzt durch **Octavia Müller-Hofstede de Groot**
Mit einem Vorwort von **Martin Rade**

Preis zehn Mark, gebunden zwölf Mark

Das Bündnis, das Christentum und Militarismus miteinander geschlossen hatten, zwang den Verfasser zu diesem Appell an das christliche Gewissen. Dem historischen Christentum steht er ehrfurchtsvoll gegenüber. Auf dem Gebiet der christlich sanktionierten Staats- und Kriegsmoral zeigt dieses jedoch eine so dunkle Geschichte, daß die inhaltschwere Symbolik des Buchtitels gerechtfertigt erscheint. Es ruht eine schwere Schuld auf unserem Christentum, namentlich auf seiner Theologie. Sie hat den Staats-Absolutismus und den Nationalismus viel mehr in sich aufgenommen und verehrt, als die christliche Idee ertragen kann. Sie hat in viel stärkerem Maße mit der Sünde und den Notwendigkeiten dieser Welt gerechnet, als die christliche Ethik erlaubt. Damit ist die reine und erhabene Ethik des Evangeliums hoffnungslos verzerrt und getrübt. Dieses Buch trägt dazu bei, sie wieder zu ihrem Recht kommen zu lassen. Ueber den Krieg, seinen Charakter, sein Verhältnis zu Persönlichkeit und Gesellschaft, zu Staat und Recht, legt der Verfasser Rechenschaft ab und deckt den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Christentum und Krieg auf. Jeder, der sich einen Christen nennt, sollte seine Pflicht darin sehen, sich mit diesen Gedanken auseinanderzusetzen.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. Mai

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des **Leopold Klotz Verlages, Gotha**, bei, um dessen Beachtung gebeten wird.